Germ. g. 184h

Hegewisch

D. H.

<36613842130018

<36613842130018

Bayer. Staatsbibliothek

Charaktere und Sittengemälde,

aus der deutschen Geschichte des Mittelalters;

Mit Nachrichten die deren Aufzeichner betreffen.

von

D. H. Hegewisch,

Professor zu Kiel.

Erste Sammlung.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1786.

221. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich liefere hier Nachrichten von eilf deutschen Geschichtschreibern des Mittelalters, und Auszüge aus neun derselben. Alle waren Geistliche; aber man würde sehr unrecht haben, wenn man deswegen den gewöhnlichen Begrif von Mönchschronikenschreibern auf sie alle anwenden wollte.

Zwey unter ihnen waren in ihren besten Jahren Geschäftsmänner, lebten an den größten Höfen des damaligen Europa, und waren Vertraute oder Räthe der Monarchen. Erst in spätern Jahren verließen sie die Welt, um den Rest ihres Lebens, nach damaligen Begriffen, Gott zu widmen. Diese beiden waren Eginhard und Nithard. Obgleich keine Auszüge aus dem Eginhard hier Statt fanden, so werden doch, hoff' ich, die ihn betreffenden Nachrichten darum nicht minder interessant gefunden werden. — Zwey andre, Theganus und Ditmar waren Geistliche von angesehnem Range, und dieses in Zeiten, wo die Geistlichen aus den höhern Classen zu wichtigen Geschäften vorzüglich gebraucht wurden. Endlich die übrigen lebten entweder am Hofe, oder in den berühmtesten Klöstern, in denen damals die Könige, die noch keine beständige Residenzen hatten, sehr oft, und besonders an den ho-

hen Festtagen ihren Aufenthalt nahmen; in denen die Großen Deutschlands und alle diejenigen, die an den öffentlichen Angelegenheiten Theil hatten, besonders in kritischen Zeiten, häufig Zusammenkünfte zu halten pflegten.

Es ist doch gewiß der Mühe werth, einmal zu sehen, was die Begebenheiten, die Personen, die Sitten, die Verfahrungsarten auf solche Männer für Eindrücke machten; sich in den Standpunkt zu versetzen, aus welchem sie jene Auftritte betrachteten; mit ihren Augen zu sehn, mit ihrem Geiste zu denken.

Dem deutschen Leser, der diese zum Theil ehrwürdigen Alten nicht selbst zu lesen Gelegenheit hat, und der doch gern jene Neugier befriedigen möchte, ist dieses kleine Werk gewidmet. Vielleicht kann es auch einigen andern Nutzen haben.

In den Auszügen ist das meiste eigentliche Uebersetzung. Nur dann habe ich abgekürzt, wenn der Stil des Autors gar zu weitschweifig war; wenn z. E. ein redseliger Wippo mit einem rauschenden Strome von Worten nichts zur Sache dienendes sagte. Bey einem Lambert und Bruno hingegen würde es an mancher Stelle unverantwortlich gewesen seyn, sie nicht eben sorgfältig zu übersetzen, wie man einen guten Griechen oder Römer übersetzen muß.

Charaktere
und Sittengemählde
aus
der deutschen Geschichte.

I.

Eginhard.

Ich werde zwar aus dem Eginhard hier nichts anführen. Alles was in seinen Schriften zum Gemählde der Sitten und merkwürdigen Personen dienen kann, ist schon theils von andern, theils von mir selbst an einem andern Orte dazu genutzt worden. Auch ist alles was er von solchen Zügen hat, bekannt genug. Aber von ihm selbst, dem Ersten deutschen Geschichtschreiber will ich doch einige Nachrichten geben, weil man im Deutschen noch nichts hat, was einen der lateinischen Sprache unkundigen Liebhaber unsrer Litterairgeschichte befriedigen könnte, denn was man in Hambergers sogenannten zuverlässigen Nachrichten von ihm antrift, ist sehr wenig.

Man schreibt diesen Namen Eginhard, Arnard, Ainard, Heinard — Eginhard ist üblich geworden. Kein Name verdient deutschen Gelehrten bekannter zu seyn. Der Mann, der ihn führte, ist der Patriarch der deutschen Schriftsteller, der erste in Deutschland gebohrne, dem die Lesung der Alten den Wunsch und Muth einflößte, sie nachzuahmen. Und er that dieß mit einem Succeß, dessen sich die wenigsten seiner Nachfolger, selbst in den spätesten Jahrhunderten, rühmen können. Man füge noch hinzu, daß zu seiner Zeit die schönen Wissenschaften überhaupt und hauptsächlich in Deutschland kaum dem Namen nach gekannt wurden; daß die Gelehrten andrer Nationen, bey denen die Deutschen zur Schule gingen, daß z. E. Alcuin selbst, der so sehr bewunderte Alcuin, Eginhards Lehrer, eigentlich nur Pedanten waren, deren ganzes Verdienst darin bestand, Stellen aus den Kirchenvätern zu compiliren, und bey jeder Gelegenheit an Mann zu bringen; daß unter allen diesen Männern keine Spur von Selbstdenken, noch weniger von richtigem Gefühl des Schönen gefunden wurde; daß hingegen in Eigenhards Schriften eine Wahl der Sa-

chen, eine Gabe simpel und doch anziehend zu erzählen, eine Richtigkeit und Eleganz des Ausdrucks, eine Feinheit der Gedanken und Sentiments (vollends eine ganz unbekannte Sache im Mittelalter) allenthalben hervorleuchtet, die fast auf das goldene Zeitalter der römischen Litteratur Anspruch machen könnten: und man wird urtheilen, daß er mit dem glücklichsten Genie sey gebohren gewesen.

Man weiß nicht, was es für günstige Umstände waren, die dem jungen Eginhard, der im Odenwald gebohren war, die Aufmerksamkeit Carls des Großen zuzogen. Dieser Monarch hielt ihn für ein tüchtiges Subject, einen Gesellschafter seiner Prinzen, besonders in ihren Lehrstunden, abzugeben. Nach verflossenen Jahren des Unterrichts war Carl mit den Progressen des jungen Mannes so zufrieden, daß er ihn zu seinem Capellanus, das ist, zu seinem geheimen Secretair machte. Er vertraute ihm auch die Aufsicht über die Gebäude, die er aufführen ließ, besonders über den Pallast zu Achen. Die Liebe zur Baukunst scheint bey Eginharden eben so groß gewesen zu seyn, wie die Liebe zu den schönen Wissenschaften, und in

jener suchte er nicht weniger, wie in diesen, die Muster der Alten nachzuahmen. Unter seinen Briefen befindet sich einer an seinen Sohn *) worin er diesem ein Verzeichniß von Wörtern aus dem Vitruv sendet, mit dem Auftrage sich nach der Bedeutung derselben zu erkundigen; er könne sie sich vielleicht am besten an einigen Modellen in Elfenbein, die ein gewisser Herr E. nach den alten Gebäuden gemacht habe, erklären lassen. Nach Mabillons Vermuthung war Eginhard Urheber von dem Plane des Klosters zu St. Gallen. In dem angeführten Briefe empfiehlt er seinem Sohn vorzüglich alle Werke des großen Redners (er meint Cicero) zu studiren. **) Seine Briefe übrigens sind wirklich nachlässiger geschrieben, als seine andre Werke, und voll kleiner grammatischer Unrichtigkeiten und Germanismen. Von seinen andern Werken ist das Leben Carls des Großen am bekanntesten. Casaubonus hat schon bemerkt,

*) ep. XXX ap. Du Chesne p. 701.

**) Sicut te praesens monui, in studio dicendi te exerce et quic quid ex ipso lucidissimo et abundantissimo magni Oratoris ingenio assequi nobilis scientiae potueris, nihil intactum relinque.

daß unser Deutscher hierin den Biographen der römischen Kaiser nachgeahmt habe. Wenigstens ist Eginhards Leben des deutschen Monarchen völlig nach dem Plane entworfen, den Suetonius bey seinen zwölf Kaisern zum Grunde legte. Ganz nach der Methode des Römers theilet er sein Werk in zwey Theile, das eine von den Kriegen und öffentlichen Handlungen, das andre vom Privatleben und persönlichem Charakter des Kaisers. In diesem zweyten Theile handelt er, nach der vom Suetonius beobachteten Ordnung von den Kindern des Kaisers, von Verschwörungen gegen ihn, von seiner Gestalt und andern körperlichen Eigenschaften, von seinen Talenten und Kenntnissen, von seiner Religion und endlich auch von Vorbedeutungen seines Todes. Nur die Bosheit der Leser, der Suetonius in den Kapiteln vom Privatleben (de vita interiore) seiner Kaiser so viel Befriedigung verschafft, wußte Eginhard nicht zu interessiren. Dieser Unterschied mag nicht weniger in dem persönlichen Charakter beyder Schriftsteller, als in dem ihrer Zeitgenossen, für die sie schrieben, gegründet seyn. Unter einem verdorbnen dabey geistreichen und despotisch beherrschten Volke wird jede Anecdote gierig aufgeha-

schet, die das Geschöpf, vor dem man sich so bücken, und so zittern muß, in seiner wahren oder auch nur ihm angedichteten, verächtlichen, abscheulichen oder lächerlichen Gestalt darstellt, und der Autor, der solcher kleiner mit boshaftem Witze gewürzter Erzählungen viel hat, kann sicher darauf rechnen; daß keiner im Publico, der lesen kann, ihn ungelesen lassen wird. Ganz anders verhält es sich mit einem, so zu sagen, aus dem Stande der Unschuld erst hervorgehendem Volk; seine Art zu denken und zu empfinden ist noch viel zu simpel, als daß es an den Annehmlichkeiten der Satyre Geschmack finden könnte. Eginhard also der Denkungsart eines noch an Helden, Tugend und Wunder glaubenden Volks gemäß, malet uns den in seinen öffentlichen Handlungen so großen und bewundernswürdigen Monarchen eben so groß und zugleich liebenswürdig im häuslichen Leben.

Auch in der Ausführung mag Suetonius das Muster Eginhards gewesen seyn; denn die Schreibart des leztern ist eben so natürlich, fließend, klar nnd ungeschmückt, wie die des Römers. Doch diese Vorzüge des Stils scheinen mir dem Genie Eginhards so eigen gewesen zu seyn, daß ich

glaube, er habe nie daran gedacht, darin dem Suetonius nachzuahmen, und er würde sie seinem Werke gegeben haben wenn er auch keinen Suetonius gekannt hätte. Die oben angeführte Stelle aus seinem Brief an seinen Sohn beweist, daß er den Cicero vorzüglich studirte. In der Vorrede zum Leben Carls erwähnt er ebenfalls des Cicero auf eine Art, woraus erhellet, daß dieser ihm vorzüglich das war, was er jedem Prosaisten seyn sollte, der Hauptlehrer und das vorzüglichste Muster in der Kunst zu schreiben. Ich will die ganze Stelle hieher setzen, weil sie eine Probe von der Feinheit der Gedanken und Wendungen enthält, von der ich oben bemerkte, daß wir sie beym Eginhard häufig, sonst aber im Mittelalter bey wenigen Schriftstellern finden. Unter den Gründen, die ihn dieses Leben zu schreiben bewegen, führt er hauptsächlich die dankbare Erinnerung der Wohlthaten an, die er von Carln genossen; aus Dankbarkeit könne er den Gedanken nicht ertragen, daß die Thaten und der Charakter des großen Mannes in Vergessenheit gerathen sollten. Daher wolle er das seinige thun ihr Andenken zu erhalten; „denn sonst verdienten sie" fährt er fort „von einem Manne von größern Fä-

„higkeiten wie die meinigen, die kaum des „Namens werth sind, beschrieben zu wer„den; sie sind ein würdiger Gegenstand für „die Beredtsamkeit des Tullius. Hier ist „indessen mein Buch; außer dem Inhalte, „außer den Thaten des großen Mannes, „wirst du, mein Leser, nichts darin zu be„wundern finden, als vielleicht meine Kühn„heit, daß ich nemlich, der ich ein ge„bohrner Barbar und in der Sprache der „Römer wenig geübt bin, mir selbst zu„trauen konnte, mich im Lateinischen gehö„rig auszudrücken. Scheint es doch in der „That, als ob ich die Unbescheidenheit so „weit triebe, mich über jene Anmerkung „Ciceros im ersten Buche der Tusculani„schen Fragen hinwegzusetzen, wo er es für „eine zu große Mißanwendung der Zeit und „des Papiers erklärt, wenn jemand sich „unterfängt Schriften herauszugeben, der „es nicht versteht, seinen Gedanken weder „durch Stellung noch Schmuck den Reitz „zu geben, der die Leser anziehen kann. „Freilich hätte dieser Ausspruch des herr„lichen Redners mich vom Schreiben ab„schrecken sollen; allein ich war nun ein„mal fest entschlossen, mich lieber dem Ur„theile der Welt blos zu stellen, und den

„ganzen Ruhm meiner geringen Fähigkei„ten aufs Spiel zu setzen, als das Anden„ken eines solchen Mannes, aus selbstsüch„tigen Bedenklichkeiten, der Vergessenheit „zu überlassen." Aus dieser Stelle erhellet auch noch, daß Eginhard zu den Haupterfodernissen einer guten Geschichte die Annehmlichkeit des Vortrags rechnete. Hier scheint er kein ächter Deutscher gewesen zu seyn. Der große Haufen deutscher Geschichtschreiber hält diese Annehmlichkeit für eine sehr entbehrliche, ja wohl für eine bedenkliche Nebensache; sie behaupten, man könne sie nicht allein vernachlässigen, ohne am wahren historischen Verdienste etwas zu verlieren, sondern sie scheinen so gar für ausgemacht anzunehmen, Annehmlichkeit sey ihrer Natur nach mit der Gründlichkeit unvereinbar. Einige haben sogar eine gewisse Antipathie gegen jeden angenehmen Geschichtschreiber; es kommt ihnen sauer an, ihn zu loben, und so wie gewisse Theologen nicht unterlassen können, bey jeder Gelegenheit die Orthodoxie eines Predigers, den man gern hört, verdächtig zu machen, so waren diese Zeloten historischer Gründlichkeit für jeden, der, ihrem

Vorgeben nach, die Geschichte wie einen Roman behandelt.

Unserm Eginhard werden auch die Jahrbücher beygelegt, worin die Begebenheiten unter den fränkischen Königen Pipin, Carl dem Großen und Ludewig dem Frommen vom Jahr 742 bis 829 erzählt werden (Annales Regum Francorum Pipini, Caroli Magni, Ludovici Pii etc.) Sie standen mit der Lebensbeschreibung Carls des Großen auf derselbigen Handschrift, aus der Graf Heinrich von Nuenar diese Lebensbeschreibung so wohl als die Jahrbücher zuerst herausgab. Sie werden von einem gleichzeitigen Mönche unter Eginhards Namen angeführt. Der Stil ist völlig der nehmliche, wie in der Lebensbeschreibung.

Eine Geschichte der Sachsen, die Eginhard geschrieben, ist verlohren. Adam von Bremen führt einige Stellen daraus an. Nach ihnen zu urtheilen, war es ein Werk völlig in der großen Manier der Alten, um so mehr ist der Verlust zu bedauren.

Eine Nachricht von der Ueberbringung der Reliquien der H. Marcellinus

und des H. Petrus von Rom nach Seligenstadt, in zwey Büchern, und eine Erzählung von dem Martyrthum dieser beiden Heiligen, in trochäischen Versen sind Früchte mehr der Frömmigkeit und Andacht, als des Genies. Eginhard schrieb sie in seinem Kloster Seligenstadt, nachdem er die Welt verlassen hatte.

Während seines Aufenthalts am Hofe wurde er von Karln, wie ein Freund geliebt. Von seinen Zeitgenossen wurde er geliebt und bewundert. Keiner gedenkt Eginhards ohne irgend einen Ausdruck seiner großen Verdienste beyzufügen. Sie nennen ihn virum undequaque doctissimum, virorum sui temporis prudentissimum, sapientem. Ja Walafried Strabo schrieb so gar ein Lobgedicht auf ihn, unter dem Titel: de Einharto Magno. Wir sehen aus diesem Gedicht, daß Eginhard sehr klein von Person war, denn der Hauptgedanke darin ist, dieß so kleine Männchen, aus dem so große Gaben hervorstralten, sey ein Beweis, daß Gott das Schwache erwähle, und das Starke verachte. *) Es waren

*) -- -- -- sic denique summus
Ipse legens infirma Deus, sic fortia temnit;
Magnorum quis enim majora receperat unquam,
Quam radiare brevi nimium miramur homullo?

also vermuthlich seine Geistsgaben und die Annehmlichkeiten seines Umganges, die der zärtlichen Emma, der Tochter Carls des Großen, jene starke Liebe für den kleinen Mann einflößten, wenn anders diese bekannte Liebesgeschichte wahre Begebenheit ist. Der selige Sturz hat diese Geschichte im zweyten Theil seiner Schriften *) aus der alten Laurisheimischen Chronik so gut erzählt, daß ich lieber auf ihn verweise, als mich der Gefahr im Wetteifer mit ihm unterzuliegen, aussetzen will.

Ist aber diese Begebenheit Roman oder Geschichte? Die neuern Geschichtsforscher erklären sie fast einmüthig für einen Roman aus folgenden Gründen: 1) der Verfasser der Laurisheimischen Chronik schrieb vierhundert Jahr nach Eginhard; kein früherer, kein den Zeiten Eginhards nahe lebender Autor gedenkt dieser Geschichte; 2) eine ähnliche Geschichte wird von einer Nonne und von einem Canonicus am Hofe Kaiser Heinrichs des III. erzählt; 3) unter Carls Töchtern kömmt, beym Eginhard selbst im Leben Carls, keine Emma vor.

Die Stärke dieser Gründe ist nicht entscheidend. Daß kein gleichzeitiger Ge-

*) p. 772 der Carlsruher Ausgabe.

schichtschreiber ihrer erwähnet, konnte daher rühren, weil Eginhard selbst sie in Vergessenheit zu bringen wünschte. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber aber hatten alle viel Liebe und Achtung für ihn, sie verschwiegen also gern, was er ewig zu verschweigen wünschte. Er selbst gedenkt der Emma nicht; vielleicht geschah es aus einer gewissen Zärtlichkeit der Denkungsart, daß er sie unter ihren Geschwistern nicht mit nannte. In den Augen der damaligen Welt, selbst in den Augen Eginhards in seinem reifern schon zur Andacht sich neigendem Alter, selbst in den Augen der vielleicht schon, wie er sein Werk schrieb, in einem Kloster ihre vermeinten Jugendsünden beweinenden Emma mußte es ein Fleck in der Geschichte einer Prinzessin, der Tochter eines so großen Monarchen seyn, einen Mann im Dienste ihres Vaters, der nicht vom Adel war, geliebt zu haben. Und überhaupt geliebt zu haben war in den damaligen Zeiten denen, die die Welt verliessen, eine eben so schmerzhafte Erinnerung, als jedes andre wahre Verbrechen, das sie sich etwa vorzuwerfen hatten.

So viel ist gewiß, Eginhard hatte eine Gemahlin Emma oder Imma genannt,

die er zärtlich liebte. Nach Carls Tode schenkte dessen Nachfolger Ludwig der Fromme gleich im ersten Jahre der Regierung unserm Eginhard und seiner Emma einige beträchtliche Güter im Odenwald. Einige Jahre nachher schenkte Eginhard diese Güter einem Kloster, das er stiftete, und das in der Folge Seligenstadt genannt wurde. Mit beyderseitiger Einwilligung trennte er sich von seiner Emma; sie nannten einander von der Zeit nur Bruder und Schwester, und glaubten einander nur noch mit Geschwistertriebe zu lieben. Er wurde Mönch, und nachdem er die Stelle eines Abtes in verschiedenen Klöstern verwaltet hatte, übernahm er sie endlich, als der erste, in dem von ihm selbst gestifteten zu Seligenstadt.

II.

Der Mönch von St. Gallen.

Ein Mönch zu St. Gallen im Anfang des zehnten Jahrhunderts schrieb zwey Bücher Denkwürdigkeiten, oder um einen aus der Sprache unsrer Nachbaren entlehnten, aber unter uns gäng und gebe gewordnen Aus-

druck zu brauchen, Memoires von Carl dem Großen, die so unterhaltend sind, als ein Werk dieser Art nur seyn kann. Sie haben das Wesentliche, was man von solchen Memoires fodert; sie erzählen eine Menge Vorfälle und Begebenheiten, die uns mit dem persönlichen Charakter des Monarchen, wie er sich im Umgange und Privatleben zeigte, bekannt machen. Er dedicirte sie Carl dem Dicken. Dieser Mönch hat eine gewisse Lustigkeit und eine Anlage zu komischen Malereyen, aber sein Colorit ist roh und steif. Goldast hielt ihn für den Notker oder Notger, der durch den Beynamen der Stammelnde (balbulus) unterschieden wird. Es hat mehr wie einen gelehrten Notker zu St. Gallen gegeben. Dieser war stark in der Musik, suchte die römische Singart zu St. Gallen einzuführen, stand der Schule vor, und schrieb viel Bücher ab, und war selbst Autor. Er starb im Jahr 912. Im Kloster zu St. Gallen wird er als Heiliger verehrt. Goldast hat aber keine Gründe angegeben, warum er diesen Notker für den Verfasser dieser Denkwürdigkeiten hält. Es ist immer eine bloße Vermuthung, die nichts weiter als die Mög-

lichkeit für sich hat; Notker kann sie geschrieben haben. Man citirt ihn lieber anonymisch unter dem Titel: der Mönch von St. Gallen. Hier sind einige Züge aus seinem Werke.

Vergleichungssucht, eine alte Krankheit der Deutschen.

Wie Alcuin, ein gebohrner Engländer, von der guten Aufnahme der Gelehrten an Carls Hofe gehört hatte, bestieg er ein Schiff und reiste selbst zu den frommen Monarchen. Er war aber von allen seiner Zeit bey weitem der gelehrteste in der Schrift, denn er war ein Schüler vom Beda, dem geschicktesten Ausleger der Schrift seit dem heil. Gregorius. Carl hatte ihn von der Zeit an, wenn er nicht zu Felde ging, beständig bey sich, nannte ihn seinen Lehrer, und sich selbst dessen Schüler. Er schenkte ihm auch die Abtey Sancti Martini bey Tours, daß er da, in Abwesenheit des Monarchen, ein ruhiges Leben führen, und die von allen Seiten stromweise herbeykommenden unterrichten sollte. Sein Vortrag war auch so fruchtbar, versichert dieser Mönch von St. Gallen, daß die heutigen Franken mit den

alten Römern und Athenienſern können verglichen werden.

Carls Schulexamen.

Carl hatte einen irländiſchen Mönch, Clemens, einer Schule vorgeſetzt, und ihm eine große Anzahl Knaben aus dem vornehmſten Adel, aus dem Mittelſtande und vom geringſten Volke anvertraut. Nach einer langen Abweſenheit ließ er die Knaben vor ſich kommen, und ſich ihre Briefe und Verſe weiſen; die vom mittlern und vom geringſten Stande hatten ihre Sache, wider aller Vermuthen ſehr gut gemacht, deſto ſchlechter die Vornehmen. Carl läßt darauf jene zu ſeiner Rechten treten und redet ſie an: „ich danke euch, Kinder, daß ihr meinem „Befehl zu eurem eignen Vortheil nach „Möglichkeit nachgelebt, ſucht nun vollkommner zu werden, ihr ſollt herrliche „Biſthümer und Abteyen von mir bekommen, und ich will euch zu Ehre und Anſehn erheben.“ Dann wandte er ſich an die Vornehmen zur Linken, und donnerte ihnen mit finſterm Geſicht dieſe Worte zu: „ihr, ihr Söhne der Edlen, ihr zarten,

„hübschen Geschöpfe, ihr seyd von großer „Herkunft, ihr seyd reich, ihr hattet nicht „nöthig, meinen Befehl und euren eignen „Ruhm zu achten; ihr habt die Wissen„schaften verachtet; ihr habt euch dem Spiel, „der Trägheit und unnützen Zeitvertreibe „ergeben. Allein" und dabey hob er seine Rechte, womit er so viel Siege erfochten, fürchterlich empor, „bey Gott, euer Adel „und eure hübschen Gesichter gelten nichts „bey mir, mögen andre noch so viel darauf „halten; wisset von Carln habt ihr nichts „zu hoffen, wenn ihr nicht eure bisherige „Faulheit durch eifrigen Fleiß bald wieder „gut macht."

Die geschickten Vorleser.

An Carls Hofe wurde niemanden vorher aufgetragen, was er lesen sollte. Sondern alle mußten sich alles, was vorgelesen werden sollte, dergestalt bekannt machen, daß sie, wenn der Monarch sie unerwartet aufrief, gleich ohne Anstoß und Fehler damit fertig werden konnten. Er pflegte aber mit dem Finger oder mit seinem Stabe auf den hinzuweisen, der lesen sollte; das Zeichen zum Aufhören gab er mit einem gewis-

sen brummenden Tone, auf den sie alle so aufmerksam waren, daß sie, sobald sie ihn hörten, gleich einhielten, wenns auch mitten im Satze war. Daher gab es nirgends so gute Leser, als an seinem Hofe, ob sie gleich nicht alle das Gelesene verstanden, auch durfte weder Fremder noch Bekannter sich unter seinen Chor *) begeben, wenn er nicht lesen und singen konnte.

Der seine Ungeschicklichkeit verbergende Geistliche.

Einst aber kam Carl an einen Ort, wo ein Geistlicher aus der Gegend, der nichts von dieser Zucht und Ordnung unter Carls Chorsängern gehört, auch nicht singen gelernt hatte, beym Gottesdienst gleichwohl seinen Platz unter ihnen nahm, allein stumm und ganz betroffen stand er da in der Mitte, wie alle um ihn her zu singen anfingen. Schon hob der Vorsänger seinen Stab auf, und drohte ihm eins zu geben, wenn er nicht mit sänge, **) da weiß nun der arme Mann

*) Chor heißt die Anzahl der zum Singen in der Kirche, wozu damals die ganze Gemeine noch nicht genug geübt war, dienenden Geistlichen.

**) Noch im vorigen Jahrhunderte zeigte man den Stab, womit Gregorius der Große, der Stif-

— hinausgehen konnte er nicht — sich nicht anders zu helfen, als daß er zwar die Kinnladen von einander thut, und die Mine eines Singenden so gut wie möglich nachmacht, ohne gleichwohl einen Ton vorzubringen. Keiner kann sich darüber des Lachens enthalten; nur der Kaiser, der selbst bey den größten Anlässen nie die Fassung verlohr, wartete, als ob er nichts merkte, das Ende der Messe ruhig ab. Dann erst ließ er den guten Mann, voll Mitleids wegen aller der Angst und Qual, die er ausgestanden, zu sich kommen, und dankte ihm ganz freundlich für seine Bemühung. Er ließ ihm auch noch zur Unterstützung in seiner Armuth ein Pfund Silber geben *).

ter des Kirchengesanges, seine Singschüler in Ordnung hielt.

*) Es hielt sehr schwer, eine gute Art zu singen unter den deutschen Völkern einzuführen. Carl gab sich viel Mühe deswegen; es war eines seiner angelegentlichsten Geschäfte. Folgende Stelle kann zum Beweise dienen. Sie ist aus einer alten Chronik, die ein Mönch in der St. Eibone Abtey zu Angoulesme geschrieben haben soll, und die man unter dem Namen, der Mönch von Angoulesme, Monachus Eyolismensis zu citiren pflegt. Man wird sehen, daß man in Frankreich nicht erst in neuern Zeiten über die Vorzüge der italienischen Musik gestritten hat.

„Während des Aufenthaltes Karls des gros„sen zu Rom im Jahre 787 am Osterfeste ent„stand ein Streit zwischen seinen Fränkischen

Alcuins Geistesgegenwart.

Da Carl sich so sehr die Aufnahme der Wissenschaften in seinem ganzen Reiche an=

„Sängern und den Römischen. Jene behaupte„ten besser und schöner zu singen, wie diese.
„Die Römer aber rühmten ihren Gesang, als „den ächten, reinen Gesang des h. Gregorius, „von dem sie ihn empfangen hätten. Der Streit „kam vor den Monarchen; beyde Theile zankten „in seiner Gegenwart aufs heftigste. Die Fran„ken voll Vertrauens auf den Schutz ihres Mo„narchen giengen in ihren Vorwürfen sehr „weit, mußten aber dagegen auch hören, daß „man sie rohe und unwissende Barbaren schalt, „und ihr Singen mit dem Geheul wilder Thiere „verglich. Als des langen Geheules kein Ende „war, entschied endlich Karl dadurch, daß er „seine Sänger fragte ob nicht die lebendige „Quelle den abgeleiteten Bächen vorzuziehen „wäre. Auf ihre Bejahung machte er die An„wendung, daß der Gesang des h. Gregorius „die Quelle sey. Bald nachher ersuchte er den „Pabst Adrian um einige Sänger durch die er „einen bessern Gesang in Frankreich einführen „wollte. Der Pabst gab ihm zwey der vorzüg„lichsten, Theodor und Benedict; beyde Schü„ler vom h. Gregorius; er gab ihm auch Ge„sangbücher, worinn dieser Heilige selbst die Ge„sangnoten *) geschrieben hatte. Nach seiner „Rückkunft in Frankreich ließ Karl durch diese „beyden Männer zwey Gesangschulen errichten, „eine zu Metz und die andre zu Soissons. So „wurde der Fränkische Gesang ganz nach dem „Römischen gebildet. Doch konnten die Fran=

*) Dies waren noch nicht die heutigen Musiknoten; diese sind erst im eilften Jahrhunderte von Guido von Arezzo erfunden.

gelegen seyn ließ, so war er einst sehr unzufrieden, daß es doch noch keine Kirchenväter gäbe, wie in den vorigen Zeiten. Und er rief verdrießlich aus: „Hätte ich doch zwölf „solche gelehrte, so vollkommne Männer, „wie Hieronymus und Augustinus!" Alcuinus, in dessen Gegenwart der Monarch diesen Wunsch that, fand sich dadurch sehr beleidigt, indem er sich selbst in Vergleichung mit jenen beyden Vätern für gar keinen Gelehrten halten konnte. Indessen wer durfte sich seine Empfindlichkeit vor den Augen des furchtbaren Monarchen merken lassen? Alcuin also gab sie nur sehr wenig zu erkennen,

„ken nie recht lernen die Triller *) gut zu ma„chen; sie brachen die Töne in der Kehle ab, „statt sie rein herauszubringen. Jene Römer „mußten auch die Franken im Orgelspielen un„terrichten."

Eine künftige Beschreibung der Wirkung, die der unaufhörliche rauhe Ton der Deutschen auf das Gehör der Italiener machte, finden wir im Leben des h. Gregorius von Diaconus Johannes. „In ihren hochtönenden Donnerstimmen," sagt er, „ist keine Lieblichkeit möglich; sie mö„gen ihre immer nassen Kehlen noch so sehr „zwingen, die Stimmen zu mäßigen und sanf„ter zu machen; es bleibt ein Gekrache, als ob „Lastwagen einen Stufengang hinüberrollten."

*) Excepto quod tremulas vel minutas (tinnulas) sive collisibiles vel secabiles voces in cantu non poterant perfecte exprimere Franci.

indem er versetzte: „der Schöpfer Himmels „und der Erden hat nur die beyden Männer gehabt, und du willst ihrer zwölf haben!"

Carl erkennt die nordischen Seeräuberschiffe an ihren Segeln.

Einst auf einer Reise durch die gallischen Seeprovinzen saß Carl eben zum Mittagsessen in einem Zimmer, wo man eine Aussicht über den Hafen in die See hatte. Es wurden weit in der See einige Schiffe entdeckt. Einige hielten sie für africanische, andre für brittische Kauffarteischiffe.

„Sie haben keine Waaren an Bord, sagte Carl, sondern einen sehr kühnen Feind." Er erkannte die Schiffe an ihrer Bauart und an ihrer leichten Bewegung für nordische Seeräuberschiffe. Es wurden darauf die geschwindesten Anstalten gemacht, den Räubern die Landung zu verwehren, die sie aber nicht einmal versuchten, sobald sie von der Anwesenheit des Monarchen Nachricht bekamen. Während man sich noch zu ihrem Empfange anschickte, stand Carl am Fenster des Zimmers, wo er hatte essen wollen, und man sah ihn traurig fast bis

zum weinen. Niemand getraute sich, ihn um die Ursache seines Kummers zu befragen, bis er selbst sie ihnen erklärte, indem er ihnen vorhersagte, was seine Nachkommen von der immer zunehmenden Kühnheit dieser Nordmänner *) würden zu leiden haben.

III.

Nithard.

Nithard, vielleicht ein Sohn der Liebe, ein Enkel Carls des Großen. Sein Vater war der glückliche Angilbert, dem Jugend, Schönheit und angenehme Geistesgaben so viel Beyfall und eine so gute Aufnahme an Carls Hofe verschafften, daß ihm die gelehrte Gesellschaft, von der Carl selbst Mitglied war, unter Alcuins Direction, den Beynamen Homer gab, und was ohne Zweifel dem jungen Mann noch größere Wonne war, daß eine von Carls Töchtern Bertha, durch die Eindrücke seiner persönlichen Vorzüge zu sehr besiegt,

*) Unter diesem allgemeinen Namen begriff man alle die von Norden herkommende Seeräuber, sie mochten Normänner oder von andern Nationen seyn.

ihm erstlich, ob er gleich ein Geistlicher und der erste unter den bey Hofe angestellten gottesdienstlichen Personen (minister capellae, primus capellanorum) war, ihr Herz, und dann, nachdem er den geistlichen Stand verlassen, mit Carls Einwilligung auch ihre Hand gab. Nithard war, wie es scheint, der älteste der beyden Söhne dieses zärtlichen Paars. Den Aussichten gemäß, die ihm diese Abkunft versprach, betrat er die Laufbahn, die zu Ehren führte, mit glücklichem Erfolge. Er verwaltete das Grafenamt, wohnte Feldzügen bey, und spielte insbesondre während der bürgerlichen Kriege unter Carls drey unmündigen Enkeln eine Rolle, wo nicht vom ersten, doch vom zweyten Range. Als er aber um des unversöhnlichen Charakters der drey Brüder willen seine Sehnsucht nach Wiederherstellung des Friedens, zu dessen Bewirkung er einst mitgebraucht wurde, aufgab, ging er in ein Kloster, man weiß nicht, in welches. Er wurde endlich Abt zu St. Riquier oder wie der Ort ehmals hieß, zu Centule in der Picardie, wo es auch sein Vater gewesen war. Dieses Kloster war schon geraume Zeit her, durch seine Lage in ei-

ner Seeprovinz, den grausamen Besuchen der nordischen Seeräuber, die um diese Zeit so furchtbar wurden, ausgesetzt, und aus verschiedenen Umständen wird es wahrscheinlich, daß Nithard in Vertheidigung seines Klosters oder der umliegenden Gegend gegen jene Barbaren sein Leben durch eine tödtliche Wunde am Kopfe verlohren hat im Jahr $85\frac{8}{9}$.

Noch vor seinem Eintritt ins Kloster während seines thätigen Lebens schrieb er auf Verlangen Carls des Kahlen, dem er ergeben war, und in dessen Staaten sein Kloster lag, eine Geschichte von den Streitigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen (de dissensionibus filiorum Ludovici Pii) in vier Büchern, wovon das letzte verstümmelt ist. Er erzählt, wie ein Mann, der eben aus dem Tumult der Händel, an denen er selbst mit Theil gehabt, zurückgetreten und nur kurz und gut die ganze Reihe der Auftritte, wie einer aus dem andern entsprang, übersehen will. Daher verweilet er bey keinem lange; daher eilet er immer der endlichen Entwicklung zu. Umständliche Darstellungen der einzelnen Auftritte, ausführliche Charaktere, sorgfältige Zerlegung der

Triebfedern und Leidenschaften und Gemählde der Sitten kann man von ihm nicht erwarten.

Indelikatesse gegen eine Königin.

Die Verdrießlichkeiten, die Bosheiten sind bekannt, die Ludwig der Fromme oder der milde — denn milde war er von Herz und Denkungsart, fromm nur nach damaligen Mönchsbegriffen — von seinen Söhnen erster Ehe deswegen erfahren mußte, weil er von seiner zweyten Gemahlin, der schönen Judith sich zu sehr, und insbesondre sich zu sehr zu Gunsten des Sohnes, den sie ihm gebohren hatte, lenken ließ. Jene von aller Zärtlichkeit, von aller Dankbarkeit, von aller Achtung gegen den Vater entblößte Söhne eröfneten das Trauerspiel damit, daß sie den Vater plötzlich überfielen, ihm einige Mönche hingaben, die ihn zum Klosterleben bereden sollten, und seiner Gemahlin, die sie öffentlich des Ehebruchs beschuldigten, den Schleyer anlegten, und sie nach Italien in ein Kloster sandten. Nach verschiedenen dem Herzen dieser Prinzen wenig Ehre machenden Auftritten,

mußten sie doch von ihrem Vorhaben abstehn; die bessern im Volk nahmen sich des bedrängten Vaters an; die Söhne mußten ihm die Regierung wieder übergeben. Auch Judith kam aus dem Kloster zurück. „Allein sie wurde nicht eher „für des Kaisers Gemahlin wieder erkannt," sagt Nithard, „als bis sie, da kein Kläger „gegen sie auftrat, sich gleichwohl von dem „angeschuldigten Verbrechen, durch einen „Eid, den sie selbst sowohl als ihre Verwandten ablegen mußten, in Gegenwart „des Pöbels gereinigt hatte.

Ausfoderung zur Schlacht.

In dem Kriege, den nach Ludwigs Tode sein ältester Sohn, Lotharius, wider die beyden jüngern Ludwig und Carl führte, kamen einst die gegenseitigen Armeen bey Auxerre einander ins Gesicht. Ihre Läger waren ohngefehr drey Stunden von einander entfernt und in der Mitte war etwas Morast und Waldung, so daß sie einander nicht leicht ankommen konnten. Mit Anbruch des folgenden Tages senden Ludwig und Carl an den ältern Bruder, und lassen ihm, wenn er wollte, eine Schlacht ohne allen Trug und

List anbieten. Jeder Theil sollte dem andern die gehörige Zeit zum Fasten und zur Anrufung Gottes gönnen. Dann möchte er, wenn er wollte, zu ihnen herüberkommen; sie wollten ihm sichern Uebergang versprechen; so wollten sie dann ohne alle Hinterlist einen Gang mit einander wagen. Die Abgeordneten bekamen den Auftrag, dies Versprechen, wenn Lotharius es annahm, mit einem Eid zu bekräftigen. Wenn er aber nicht Lust hätte, herüberzukommen, so ließen sie ihn ersuchen, daß er ihnen, zu ihm zu kommen gestatten, und ihnen zu dem Ende eben den Eid, wozu sie sich gegen ihn erböten, wegen eines sichern Uebergangs schwören möchte. Allein Lotharius, nach seiner gewöhnlichen Art, versprach die Antwort auf diesen Antrag durch die seinigen zu senden, und kaum waren jene Abgeordneten von ihm weggegangen, so brach er mit seiner Armee auf, und zog sich nach Fontenay.

Kriegsspiele, Vorläufer der Turnire.

Die anhaltende gegründete Furcht vor den bösen Absichten des treulosen, ränkvollen, immer auf die Unterdrückung seiner

Brüder sinnenden Lotharius veranlaßte die berühmte Zusammenkunft dieser beyden Brüder, Ludwigs und Carls zu Strasburg, wo sie sich aufs engste mit einander verbanden, und wo sie selbst sowohl, als alle die Völker, die sie mitgebracht, eine Zeitlang in brüderlicher Eintracht, die zur Zeit gemeinschaftlicher Gefahren so stark zu seyn pflegt, mit einander lebten. Bey dieser Gelegenheit wurden auch Kriegsspiele gehalten. Auf einem von einer großen Menge Zuschauer umgebenen Platze erschienen gegen einander über verschiedene Haufen von gleichstarker Anzahl, Sachsen, Gascogner, Ostfranken und Bretagner, die wie zum Angrif, schnell auf einander zueilten. Ein Theil schien alsdann die Flucht zu nehmen, wandte sich aber aufs neue zum Angrif, bis nach verschiedenen abwechselnden Angriffen und Retiraden die beyden Könige selbst mit allen ihren jungen Leuten den Ausschlag gaben. Was dieses Schauspiel insbesondre merkwürdig machte, war der Umstand, daß bey der Menge und bey der Verschiedenheit der Nationen gleichwohl keine Beleidigung oder Zänkerey, die doch bey weit minder zahlreichen Zusammenkünften und unter Bekann-

ten selbst so leicht vorfallen, gehört wurde.

IV.
Theganus.

Das kleine historische Werk des Chorbischofs, Thegan, zu Trier, von den Thaten Ludwigs des Frommen ist wohl das erste Werk eines deutschen Schriftstellers, zu dem ein anderer, Walafried Strabo, Abt des damals seiner Litterairschule wegen berühmten Klosters zu Reichenau die Vorrede verfertigt hat. Vom Thegan selbst haben wir weiter keine Nachricht. Seine Geschichte ist weder ausführlich noch unterhaltend. Breviter et vere potius quam lepide composuit, so charakterisirt ihn sein Vorredner, der sich bey lepide vermuthlich alles das dachte, was wir zu einer unterhaltenden Geschichte fodern; denn sonst ist stilus lepidus eben nicht derjenige, der eine Geschichte empfehlen kann; aber auch noch in spätern Zeiten galt bey manchen Deutschen eine lustige, eine schnurrige Geschichte so viel als eine, die die Einbildungskraft angenehm beschäftiget.

Wahrheitliebend mag Thegan gewesen seyn. Wir glauben dies nicht bloß auf Walafrieds Zeugniß. Das Werk selbst verräth einen Mann, der die Wahrheit nicht mit Fleiß zu verstellen fähig war; es verräth aber auch einen Mann, der in gewissen Rücksichten nicht fähig war, die Wahrheit zu erkennen, weil er durch das medium seiner heftigen Leidenschaften sah. In seinem Eifer für Ludwig den Frommen sah er in dessen Gegnern nichts als lauter äußerst schlechte, äußerst böse Menschen. Vielleicht war seine übertriebene Partheylichkeit in diesem Stücke zu entschuldigen. Anstößiger ist sein Adelstolz und sein daher entspringender, unverstellter heftiger Haß gegen die untern Stände, die sich damals aus der Sclaverey emporzuarbeiten und sich den Weg zu Kirchenstellen zu bahnen suchten. Von dieser Seite betrachtet ist sein Werk original, es ist ein redendes Denkmal von dem Widerwillen, womit von den ältesten Zeiten her in Deutschland der Adel jeden Schritt ansah, den die untern Stände zur Freyheit und zum Wohlstande thaten. Carl der Große hatte schon den Anfang gemacht, ihnen dazu die Hände zu bieten. Ludwig ging darin noch weiter und beförderte manchen aus

den niedrigen Ständen zu Bisthümern oder Abteyen. Und diese billige Denkungsart des Monarchen ist gerade der größte Fehler, den Thegan an ihm auszusetzen hat. Nach einem sehr vortheilhaften Gemählde, das er im neunzehnten Kapitel von seinem Helden aufstellt, tadelt er im zwanzigsten Kapitel zweyerley an ihm. Erstlich, daß er sich zu sehr auf seine Räthe verlassen habe, und zweytens, daß er so viel schlechte Menschen von der niedrigsten Herkunft (ex vilissimis servis) zu den höchsten kirchlichen Würden habe gelangen lassen. Er nennt dies eine sehr schlechte Gewohnheit, pessima consuetudo. Es sey das größte Unglück, das dem christlichen Volke begegnen könne. Er wird darüber hitzig und declamirt bis zu Ende des Kapitels über die Schädlichkeit dieser Anmassungen der in seinen Augen so verächtlichen Sclaven. „Kaum wären sie befördert, so verwandelten sie sich; dann blieben sie nicht mehr so sanft, so zahm; sie „würden auffahrend, wiedersprecherisch, „stolz, beleidigend, drohend gegen alle, die „sich vor ihnen zu fürchten hätten. Dann „suchten sie alle das Gesindel, das zu ih-

„rer. Verwandtschaft gehörte, aus der Leib=
„eigenschaft, wozu sie gebohren wären,
„in Freyheit zu setzen; auch ihre Vettern
„müßten dann studiren; andre müßten ade=
„liche Frauen heirathen, und auch ihre
„Verwandtinnen würden adelichen Män=
„nern aufgedrungen. Die Vettern solcher
„aus dem Staube emporgestiegener Bi=
„schöfe, wenn sie etwas gelernt, verlachten
„wohl gar und verachteten Alte von Adel.
„Diese Vettern müßte dann der geistliche
„Stand ebenfalls unter sich aufnehmen."
Er schließt endlich mit dem Stoßseufzer:
„der allmächtige Gott wolle doch die Her=
„zen der Könige und Fürsten lenken, daß
„eine so schädliche Gewohnheit mit der
„Wurzel ausgerottet werde, und derglei=
„chen Unfug in der Christenheit nicht
„mehr geschehe. Amen."

Noch stärker zeigt sich dieser sein Haß gegen die nicht adeliche Bischöffe, wenn er des Erzbischofs, Ebbo, von Rheims erwehnen muß. Ebbo war ein solcher parvenu. Thegan scheint ihn auch persönlich gehaßt zu haben. Es ist wahr, Ebbo spielte eine sehr strafbare Rolle bey den schändlichen Unternehmungen der Söh=ne Ludwigs des Frommen wider ihren

Vater, dem er noch dazu seine Erhebung zu verdanken hatte. Er wies sich sehr geschäftig, dem freylich nicht sehr weisen, aber doch sehr guten, eines bessern Schicksals würdigen Monarchen, dem Urheber seiner Beförderung in der Kirche, das bitterste Herzeleid zuzufügen. Allein in Thegans Augen scheint es ein weit größeres Verbrechen dieses Ebbo gewesen zu seyn, daß Er, „ein Leibeigener von Herkunft" ex originalium servorum stirpe, *) Erzbischof geworden war. Er geräth aufs neue in Feuer, und das ganze Kapitel ist eine lebhafte Invective gegen Ebbo, die eben so sehr gegen seine niedrige Abkunft, als gegen seine Undankbarkeit gerichtet ist. Aber nur letztere verdiente sie. Noch an einem andern Orte **) nennt er ihn einen turpissimum rusticum. Auch im fünfzigsten Kapitel empfiehlt er dem Könige, ja mit allem Fleiß dahin zu sehen, daß Knechte nicht zu Räthen würden; denn sie trachteten alsdann gleich darnach den Adel zu unterdrücken, und ihre eigenen schlechten Verwandten emporzubringen.

*) Cap. XLIV.

**) Cap. LVI.

Diese declamatorischen Ausfälle wider die Nichtadelichen, denen es gelungen war sich in der Kirche oder bey Hofe emporzuschwingen, stechen mit der übrigen kurzen und trocknen Erzählung sehr stark ab. Walafried empfand schon, daß sein Autor sich in diesen Stellen zu sehr vom Affecte hatte hinreißen lassen. Er entschuldigt ihn daher in der Vorrede mit einem Grunde, der beweist, daß Walafried auch von diesem Adelstolze nicht frey war, und mit einem andern, gegen den kein billiger Richter etwas einwenden wird. Jener Grund ist: es habe Theganen als einem Edelmann, der von Natur heftig gewesen, verdrießen müßen, daß Leute von geringem Stande so emporstiegen. Der zweyte bessre Grund ist von dem gerechten Unwillen hergenommen, den allerdings jeder etwas warme Freund der Gerechtigkeit gegen die frechen Gehülfen der ungerathnen Söhne Ludwigs des Frommen empfinden mußte.

V.
Regino.

Regino oder Rhegino war Mönch zu Prün; er wurde im Jahr 892 zum Abt erwählt; allein durch den Betrieb seiner Neider, wie er behauptet, 899 wieder abgesetzt.

Erzbischof Ratbod zu Trier, zu dem er sich begab, machte ihn zum Abt zu St. Martini. Hier starb er im Jahr 915. In seiner Chronik erzählt er die berühmten Ehescheidungshändel Lotharius des II. und der Thietberge. Ich habe von dieser interessanten Begebenheit an einem andern Orte schon gehandelt. Bey dieser einzigen Begebenheit ist Regino ausführlich; sonst völlig so trocken und mager, wie man sich gewöhnlich einen Chronikenschreiber des Mittelalters vorstellt. Man setze hinzu, daß er in Absicht auf Kenntnisse, Denkungsart und Gesinnungen völlig das ist, was man sich bey einem Mönch gedenkt; und man hat Reginos ganzen Charakter. Ich will nur eine Stelle aus ihm anführen, die sowohl mein Urtheil über ihn rechtfertigen, als die Sitten jener Zeiten charakteri-

siren kann. Man beliebe nicht zu vergessen, daß ich den Regino selbst reden lasse.

Prinzen Erziehung der Carolinger.

Carl der Kahle, jüngster Sohn Ludwigs des Frommen, der durch den Vergleich zu Verdun mit seinen Brüdern Frankreich zu seinem Antheil bekam, hatte von seiner ersten Gemahlin Irmentrud drey Söhne, Carl, Carlomann und Ludwig. Die beyden ersten kamen traurigerweise ums Leben. Carl wollte einst einen gewissen Albuin, der wegen seines unerschrockenen Muthes berühmt war, auf die Probe stellen. Albuin kömmt Abends von der Jagd zurück. Carl ganz allein überfällt ihn und thut, als ob er ihm das Pferd nehmen wolle. Albuin, der in ihm nichts weniger, als den Sohn des Königs vermuthet, giebt ihm mit bloßem Schwerte einen Hieb über den Kopf, daß er hinstürzt, bringt ihm dann noch einige Wunden bey, nimmt seine Waffen und sein Pferd, und läßt ihn für todt liegen. Der übelzugerichtete Prinz stirbt auch bald nachher. Albuin, nachdem er erfahren, daß es der Prinz gewesen, rettet sich mit der Flucht.

Der zweyte Carlomann wurde sehr jung auf des Vaters Befehl zum geistlichen Stande bestimmt. Nach Verlauf einiger Zeit wurde er sehr wider seinen Wunsch und gezwungenerweise in des Vaters Gegenwart zum Diaconus ordinirt; er las das Evangelium beym Gottesdienste vor und that bey der Messe die gewöhnlichen Diaconusdienste. Allein nachher wurde er ein Apostat, wie ein zweyter Julian, und verachtete die ihm durch Auflegung der Hände wiederfahrne Gnade. Er sammelte sogar einen nicht geringen Haufen Räuber, plünderte die Kirchen Gottes, und beging unerhörte Bosheiten. Als er nun vom Vater deswegen oft Verweise bekommen, und dennoch in seiner Gottlosigkeit fortfuhr, wurden ihm endlich auf des Vaters Geheiß die Augen ausgestochen; eine gerechte Strafe, von Gott über ihn verhängt; er hatte das innre Licht, Christum, aus seinem Herzen vertrieben; dafür wurde er des äußern Lichts beraubt. In diesem Zustande begab er sich zu seinem Oheim Ludwig in Deutschland, der ihm aus Mitleid das Kloster des h. Willibrod zu Abster noch zum Un-

terhalt anwies, wo er bald nachher starb und begraben wurde.

VI.

Wittekind.

Dieser Autor ist natürlich und deutlich in der Erzählung einzelner Begebenheiten, aber mit der Anordnung des Ganzen, mit der Verbindung der Theile weiß er sich nicht recht zu helfen.

Er giebt zwar Charaktere von den berühmten Personen seiner Zeit; allein er zeigt darin weder den Scharfsinn, der in das Innre eines Charakters eindringt, noch die Kunst, die ihn von seiner interessantesten Seite darzustellen weiß.

Er hat einzelne Züge, die über den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen, über ihre Sitten und Meynungen, unter den Sächsischen Kaisern einiges Licht verbreiten. Ich habe sie aber schon in meiner Geschichte der Sächsischen Kaiser genutzt, und will sie hier nicht wiederholen.

Wittekind war ein gebohrner Sachse. Er bekam seinen Unterricht in der damals berühmten Klosterschule zu Corvey.

Er selbst wurde endlich Vorsteher dieser Schule. Er lebte noch um das Jahr 1004.

Das von ihm vorhandene Werk, unter dem Titel Jahrbücher, begreift die Geschichte Heinrichs des I. und Ottos des I. Er eignete sie der Tochter Ottos, Mathilde, zu, die zu Corvey Abtin war. Seine übrigen Werke, die er geschrieben haben soll, sind verlohren.

Er hat nicht so viel Mährchen, wie andre Schriftsteller aus dieser Periode. Er scheint ein Mann von gutem natürlichen Verstande gewesen zu seyn, nicht schwach genug, sich vom Aberglauben ganz niederdrücken zu lassen, wie Ditmar; aber auch nicht stark genug, sich über sein Zeitalter zu erheben. Doch da ich hier nichts aus ihm mitzutheilen habe, so würde es unnütz seyn, mich länger bey ihm aufzuhalten.

VII.

Ditmar.

Am Schlusse seines dritten Buches giebt Ditmar von sich selbst folgendes Gemählde: „Wie viel trefliche vornehme Männer „habe ich gekannt, deren löblichen Wan=

„del ich nicht, wie ich sollte, nachgeahmt
„habe! Ach, ich elender, mit so viel gros-
„sen Männern stehe ich in Brüderschaft,
„bin ihnen aber ganz unähnlich an wür-
„digem Betragen — mein Wille ist manch-
„mal gut, weil ich ihm aber die gehörigen
„Kräfte nicht zu verschaffen suche hilft mir
„der gute Wille nur wenig. Ich klage mich
„oft selbst an, aber ich mache meine Fehler
„nicht, wie ich sollte, wieder gut — Lieber
„Leser, wenn du mich kennen lernen solltest,
„würdest du ein kleines Männlein in mir er-
„blicken, häßlich von Gesicht wegen eines
„Schadens am linken Kinbacken, häßlich
„von Gestalt wegen eines starken Gewächses
„auf der linken Seite; mit einer in der
„Kindheit gebrochen gewesenen Nase, die
„mir ein lächerliches Ansehn giebt. Ueber
„alles das würde ich mich nicht beklagen,
„wenn ich nur innerliche Gaben besäße;
„aber so bin ich in allem ganz elend, allzu-
„sehr zum Zorn geneigt, neidisch, zum Ver-
„spotten andrer gar zu aufgelegt, obgleich
„selbst so verlachenswerth, tadelsüchtig, ohne
„jemandes zu schonen; und selbst meinem
„Bauche und dem Gelde ergeben und voll
„Verstellung, kurz viel böser, als man den-
„ken oder sagen möchte. Mag doch jeder

„solches von mir nicht blos leise, sondern „laut und öffentlich sagen; denn ich bin ein „Sünder. Nur wenn er mich brüderlich „ermahnt, wolle er dann auch andächtig für „mich bitten.“

Von einem Autor, der von sich selbst in diesem Tone spricht, könnte man vielleicht einige komische Laune erwarten. Allein wer Ditmars Chronik in dieser Erwartung aufschlägt, wird sich sehr betrogen finden. Ich kenne keine verdrießlichere Lectüre, als die acht Geschichtbücher dieses Bischofs von Merseburg. Sein Stil, sagt Leibnitz, sey roh und etwas dunkel (rudis et obscuriusculus). Leibnitz war gelind in seinen Urtheilen. Wer es versucht, Ditmar zu lesen, der wird empfinden, daß Leibnitz diesmal viel zu gelinde war. Man kann sich nicht verworrener, undeutlicher und überhaupt schlechter ausdrücken wie Ditmar.

Er hat fast jeden Augenblick Digressionen. Bey diesen ist er viel umständlicher, wie bey der Hauptgeschichte, die er eigentlich abhandeln will. Und was das schlimmste ist, jene Digressionen betreffen fast beständig läppische Dinge. Es sind alberne Erzählungen von Träumen, Erscheinungen, Vorbedeutungen und Wundern.

Ditmars Chronik ist vielleicht dasjenige Denkmal des Mittelalters, was den stärksten redenden Beweis von dem Verfall des menschlichen Verstandes durch Aberglauben und Unwissenheit abgiebt. Der größte Theil vielleicht seines Werkes besteht aus Erzählungen von Träumen, durch die diese oder jene Begebenheit vorherangedeutet sey. Die Begebenheiten selbst fertigt er sehr kurz ab; bey den Träumen hält er sich lange auf; sie scheinen ihm Hauptsache gewesen zu seyn.

Wenn Ditmar die Wahrheit erzählt, so ist wohl nie ein Fürst so gewiß gewesen, würdige Männer zu Bischöfen zu ernennen, als Kaiser Otto der I. denn fast immer wurde es ihm in einem Traume geheißen, wem er das erledigte Bisthum geben sollte. Eigentlich zwar hatten damals die sämtlichen Mitglieder der Gemeinen, so wohl die Geistlichen als die Layen noch das Recht, ihren Bischof zu wählen. Die Könige bestätigten nur die Wahl; oft aber empfohlen sie auch ein gewisses Subject zur Wahl, und die Gemeinen ließen sich durch diese Empfehlung bestimmen. Einst, wie der Bischof zu Regensburg gestorben war, hatte Otto einen Traum, worin ihm geboten wurde, die

Stelle dem ersten zu geben, der ihm begegnen würde. Sobald der Tag anbricht, geht der Kaiser nach dem St. Emeramskloster, von einigen begleitet und klopft leise an. Ein gewisser Mönch, Günther, der die Wache gehabt, läßt ihn ein. Der Kaiser sieht ihn an, geht fort, erst sein Gebet zu verrichten, kömmt dann wieder und redet ihn an. „Was willst du mir „geben, Bruder, wenn ich dich zum Bi„schof mache?" *) „Meine Schuhe," versetzte der alte lächelnd. Als nun die übrigen Geistlichen und das Volk sich zur Wahl versammeln, erzählt der Kaiser seinen Traum, und ernennt mit ihrer aller Einwilligung diesen Mönch zum Bischof. Man wird leicht denken, daß Ditmar viel von seinen eignen Träumen zu erzählen hat. Ueberhaupt, so demüthig er thut, spricht er doch gern von sich selbst: die Vorfälle, die ihn selbst betroffen, die Schicksale seiner Kirche, und die Geschichte seiner Onkel, Tanten und Vettern sind ihm

*) Die Kaiser nahmen wirklich in diesen Zeiten Geschenke von denen an, die sich um ein bischöfliches Amt bewarben. Manchmal verlangte man auch von den Candidaten, daß sie dem Bisthum, zu welchem sie befördert wurden, etwas von ihren Erbgütern vermachen sollten. Wir werden bald ein Exempel davon sehn.

eben so wichtig als die Geschichte der Kaiser und der Nation. Aber aus seinem eignen Leben erzählt er seine Träume am liebsten. Einst in einer Nacht sah er einen Bischofsstab an seinem Bette stehn, und eine Stimme fragte ihn, ob er die Kirche zu Merseburg übernehmen wolle. „Wenn der Herr will" antwortet Ditmar. Wie er erwacht und kaum aufgestanden, tritt ein Bote ins Zimmer mit der Nachricht, daß er nach Magdeburg kommen soll, wo ihn der Erzbischof Tagmo dem Könige zum Bischof von Merseburg vorgeschlagen hatte. Ditmar erhielt auch die Stelle.

Ditmars Chronik nimmt in Leibnitzens Sammlung über hundert Folioseiten ein, und es ist vielleicht keine Seite, wo man nicht dergleichen mit vieler Weitläuftigkeit erzählte Märchen antrift. Mitten unter einem solchen Wuste kömmt eine einzige Stelle *) vor, wo er die Partey der Vernunft gegen den Aberglauben seiner Zeiten nimmt. Er gedenkt einer Sonnenfinsterniß, und da bittet er „alle „Christus Verehrer fest zu glauben, daß „die-

*) P. 350 ap. Leibn.

„diese durch keine Hexen verursacht wer„de, sondern durch den Mond, wie sol„ches Macrobius und andre Weisen be„zeugt hätten.“

Einige haben die Chronik dieses Autors einen Schatz genannt, weil, wenn wir sie nicht hätten, die deutsche Geschichte des zehnten und eilften Jahrhunderts voll großer Lücken seyn würde, die wir nur mit Hülfe seiner Nachrichten ausfüllen können. In diesem Betracht kann man Ditmars Werk für einen Schatz passiren lassen, denn lederne Nothmünzen zur Zeit, da man sich ihrer bedienen muß, können die Stelle eines Schatzes vertreten.

Nachrichten findet man genug bey Ditmarn, aber sie sind schlecht gewählt, schlecht geordnet, schlecht vorgetragen.

Er unterläßt nicht von den merkwürdigen Personen, deren er gedenkt, Charaktere zu geben, aber sie sind so, wie man sie von einem Mönch in einer Leichenpredigt erwarten kann. Will man eine Probe? es sey folgende kleine Stelle von Otto dem I. „Wenn ich Beredtsam„keit, Wissenschaft und Gedächtniß in mir „vereinigte, so würde dies nicht genug

„seyn, den Kaiser würdig zu loben. Wie „er war, so waren auch seine Fürsten. An „Ueberfluß und Pracht fanden sie kein „Vergnügen, sondern liebten in allem die „goldne Mäßigkeit. Alle Tugenden blüh„ten in ihnen, wie sie lebten; sind wel„seit ihrem Tode — Kurz seit Carl dem „Großen hat kein solcher Regent und „Vertheidiger des Vaterlandes den königlichen Thron bestiegen u. s. w."

Es kostet Mühe aus diesem Autor einige Züge zu einem Gemählde der Sitten zu sammeln; wir wollens doch versuchen. Vorher nur noch folgende Nachricht von seinen persönlichen Umständen.

Ditmar war gebohren im Jahr 976. Sein Vater Siegfried bekleidete das Grafenamt. Seine Familie war eine der angesehensten im damaligen Sachsen; ihr Sitz war zu Walbeck. Ditmar wurde im Kloster Bergen bey Magdeburg erzogen; und wurde Mönch. Nachdem er dem Kloster Walbeck eine Zeitlang vorgestanden, und darauf als Geistlicher am Hofe Heinrichs des II. gelebt hatte, wurde er im Jahr 1008 Bischof von Merseburg. Er starb 1018.

* *
*

Wie Ditmar nach Magdeburg kam, wohin er wegen des ihm zugedachten Merseburger Bisthums berufen war, fragte ihn der Erzbischof auf Befehl des Königs, ob er aus seinen Erbgütern etwas anwenden wolle, der Merseburger Kirche aufzuhelfen. Ditmar antwortete, hierüber könne und wolle er nichts gewisses antworten. Gottes Wille, des Königs Gnade und des Erzbischofs gütige Gesinnung gegen ihn würden ausführen, was sie über ihn beschlossen hätten; übrigens würde er vom Herzen alles thun, was er zu seiner Seelen Heil und aus Liebe zu der Kirche, die man ihm anzuvertrauen dächte, zu thun schuldig sey. Diese Antwort nahm der Erzbischof gütig auf, lobte Ditmarn, führte ihn in die Kapell, und stellte ihn dem Könige der schon auf sie wartete, vor. Man schritt darauf zur Wahl; sie fiel auf Ditmar, und der König überreichte ihm den Bischofsstab. In der That vermachte nachher Ditmar, zum Lösegeld für seine Seele, den Canonicis zu Merseburg seine Güter oder villas. Auch schenkte

er ihnen zu ihrer bessern Versorgung das Gut Rochlitz, das er durch Tausch an sich gebracht hatte. Er machte der Kirche mehr andre Geschenke. Ist nicht diese Geschichte ein Beweis, daß die Menschen in den gepriesensten Zeiten der Einfalt und Redlichkeit doch auch oft bey ihren Handlungen Nebenabsichten hatten, die sie einander nicht gern laut gestanden, sondern nur errathen ließen?

* *
*

Bey der Nachricht vom Tode Erzbischofs Hilliberts von Mainz fügt Ditmar hinzu, dieser habe bey seinem Ende Gott gedankt, daß er seine Kirche mit keinem ungerechten Gute bereichert; aber sie auch um nichts des ihrigen gebracht habe. Hillibert scheint also geglaubt zu haben, daß nicht jeder sterbende Bischof so glücklich sey, über diesen Punkt ein gutes Gewissen zu haben.

* *
*

Hermann, Billungs Sohn, Herzog oder Statthalter von Sachsen, hielt eine Volksversammlung zu Merseburg, wie der Kaiser, Otto der I. in Italien war. Beym

Einzuge in Magdeburg führte der Erzbischof den Statthalter in die Kirche, wo er die Lichter hatte anzünden lassen. Mit allen Glocken wurde geläutet. Der Herzog setzte sich in der Versammlung mitten unter die Bischöffe an den Platz, wo der Kaiser zu sitzen pflegte; er schlief in des Kaisers Bette. Heinrich, Ditmars Großvater ärgerte sich über diese stolzen Anmaßungen des Herzogs. Hindern konnte ers nicht. Aber er ging nach Italien und erzählte dem Kaiser jeden Umstand. Den Kaiser verdroß es, und er schrieb dem Erzbischof, daß er ihm so viel Pferde schicken sollte, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten, und Lichter hätte brennen lassen. Hermann aber blieb doch des Kaisers Liebling bis an seinen Tod.

* *
*

Kaiser Otto des I. einzige Tochter, Luidgarde war mit Conrad vermählt, der eine Zeitlang Herzog von Franken war. Ein gewisser Kuno brachte diese Luidgarde ins Gespräch der Leute, aus Rache dafür, daß sie ihm nicht hatte wollen zu Willen seyn. Der Kaiser erfuhr es, ließ alle Fürsten zu sich berufen, sprach erst

mit jedem im Vertrauen und forschte sorgfältig nach, ob sie auch schuldig wäre. Nachdem sie ihm das Gegentheil versichert, und die Tochter selbst ihm ihre Unschuld bey Christo betheuert und das Sacrament darauf genommen, ließ er öffentlich bekannt machen, wenn jemand sich zum Kampf für sie erbieten wollte, so sollte er von dem Tage an einen beständigen Freund am Kaiser haben. Darauf trat Graf Burchard auf den Platz, und sagte dem Kuno in aller Gegenwart ins Gesicht, daß alles, was er ausgesprengt, eitel Lügen wäre. Da dieser bey seiner Behauptung beharrte und sich erbot, das Sacrament darauf zu nehmen, so kam es zum Kampf. Gleich im ersten Gange wurde dem Verleumder seine lügenhafte Rechte abgehauen und der barmherzige Gott rettete die unschuldige aus der Gefahr, worein falsche Beschuldigung sie gebracht hatte. Luidgarde wurde von ihrem Manne oft verächtlich gehalten; aber sie litt alles geduldig, und wußte ihre angebohrne Ehre zu erhalten. Nach ihrem Tode wurde sie zu Mainz in der St. Albanuskirche begraben, wo man ihre silberne Spindel zu ihrem Andenken aufbewahrt.

* * *

Graf Gero wurde bey Kaiser Otto dem II. von einem gewissen Waldo angeklagt, der Kaiser ließ jenen festnehmen und nach Magdeburg bringen, wo die Fürsten hinberufen wurden. Hier mußten Kläger und Beklagte auf einer Insel mit einander schlagen. Waldo bekam zwey Wunden am Nacken, setzte aber darauf seinem Gegner noch heftiger zu, und gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er hinfiel. Auf die Frage, ob er noch länger könne, antwortete dieser, es sey vorbey. Waldo ging nun aus den Schranken heraus, hatte aber kaum seine Waffen abgelegt, als er todt hinfiel. Hierauf schlug der Scharfrichter, nach dem Ausspruch der Richter, auf Befehl des Kaisers, dem Gero den Kopf ab. Es waren aber doch eigentlich nur zwey mit dem Kampfe recht zufrieden, Erzbischof Adelbert und Graf Thiederich. Hingegen Herzog Otto von Baiern und Graf Bertold, die eben erst an dem Tage ankamen, machten dem Kaiser Vorwürfe darüber, daß er einen solchen Mann, wie Gero, um einer elenden Ursache willen verurtheilt hätte.

* * *

Wenn der König jemanden zum Grafen über einen District setzte, so übergab er ihm eine Lanze, woran eine kleine Fahne hing. Diese symbolische Handlung diente in jenen Zeiten, wo nur die Geistlichen sich in ihren Angelegenheiten des Schreibens bedienten, statt einer Bestallung. Ein gewisser Gerhard, den Kaiser Heinrich zum Grafen über einen District in der Gegend des Elsasses ernannt hatte, reiste mit seiner Lanze, dem Zeichen seines gräflichen Amts, ab. Wie er bey der ersten Stadt des ihm anvertrauten Districts anlangt, schlägt er mit seinem Gefolge ein Lager auf. Die Einwohner erlangen mit Mühe von ihm, daß er die Nacht noch draußen bleibt; denn sobald er in der Stadt war, wurden Dienste und Lieferungen von ihnen gefodert. Nun aber sehen sie die Gelegenheit ab, und stehlen ihm seine Lanze weg, die er vor seinem Zelte gepflanzt hatte. Am Morgen erschallt grosses Freudengeschrey in der Stadt; die Thore öfnen sich nicht; man spottet des Grafen, der seine Lanze verloren. Nun thut er ihnen große Versprechungen, um seine Lanze wiederzubekommen. Es hilft alles nicht,

ohne Lanze, ohne Amt zieht er traurig wieder ab.

Kaiser Heinrich der II. hatte sich von der jungen Reinhilde, der die Stadt Bichlingen gehörte, versprechen lassen, daß sie, ohne sein Wissen und ohne seinen Rath nicht heirathen wollte. Ditmars Vetter, der junge Graf Werner, verliebt sich in sie. An einem Sonntage kommt er, von einigen wenigen begleitet, nach Bichlingen, unter dem Vorwande dem Gottesdienste beyzuwohnen, macht die Wache sicher und entführt das junge Frauenzimmer wider dessen Willen. Auf ihr lautes Geschrey um Hülfe wafnen sich die ihr zur Wache dienenden Kriegsleute so wohl als ihre Unterthanen. Dieß geschieht aber nicht so geschwind, daß der Räuber nicht hätte entkommen können. Allein zu seinem Unglück will eine von den Mägden auch gern mit entführt werden, und Werner trägt es einem seiner Edelleute auf, ins Schloß zurück zu gehn, um sie abzuholen. Dieser wird hier nun von allen Seiten umringt, und ruft den Grafen, der schon im Freyen ist, zu, er möchte ihm zu Hülfe kommen. Eh dieser kömmt, wird jener Edelmann erschlagen, der Graf selbst wird nun umringt und verwundet. Den Thäter spießt

er gleich mit der Lanze an der Mauer und schlägt so um sich, daß niemand das Herz hat, ihm nahe zu kommen. Weil aber der Eingang besezt ist, schwingt er sich schnell von seinem Pferde und springt über die Mauer. Ein Stein, der mit herunterfällt, beschädigt ihn so, daß er kaum die seinigen erreichen kann. Sie bringen ihn nach dem benachbarten Hause eines kaiserlichen Verwalters, der ihn auch aufnimmt; Reinhilde wird von des Grafen Leuten an einen sichern Ort gebracht. Der Verwalter aber verräth es dem Kaiser, daß er den Verbrecher bey sich beherbergt. Der Kaiser war darüber nur allzufroh, und nahm sich vor, entweder ihn andern zum Schrecken hinrichten oder sich ein ungeheures Lösegeld von ihm zahlen zu lassen Daher schickt er auch gleich drey Grafen mit ihren Kriegsleuten ab, die ihn, weil er sich nicht wehren kann, in Verwahrung bringen; denn wäre er im Stande gewesen, den Degen zu brauchen, so, versicherte er selbst dem einen der drey Grafen, mit dem er freundschaftlichen Umgang hatte, würde er sich nie ergeben haben.

„An eben dem Tage fährt Ditmar in „seiner Erzählung fort, wurde ich zum Kai„ser gerufen, von dem ich mit bittern Kla=

„gen hören mußte, daß mein Vetter durch
„seinen Frevel ihn zur Erfüllung eines trau-
„rigen Gelübdes genöthiget habe. Nemlich
„einige Zeit vorher war ein gewisser Bruno
„in seinem eignen Hause, wo doch jedermann
„Friede haben sollte, von seinem Feinde,
„Milo, erschlagen. Das war von allen Nach-
„barn dem Kaiser angezeigt, mit vielen Bit-
„ten, er möchte doch nach Art seiner Vorfah-
„ren dergleichen Frevler bestrafen, ihre Güter
„einziehen und sie selbst verbannen. Der
„Kaiser hatte darauf wirklich ihre Bitte er-
„füllt, und in aller Gegenwart mit gen Him-
„mel erhobnen Händen gelobt, sein ganzes
„Lebenlang in solchen Fällen eben so strenge
„zu verfahren. Nachdem also der Kaiser
„gar kläglich den Vorfall mit Grafen Wer-
„ner erzählt und bedauert hatte, daß er
„nach der Strenge seines Gelübdes mit ihm
„verfahren müßte, waren die Vornehmsten
„der Meynung, er sollte die Güter des ge-
„raubten Fräuleins alle in Beschlag nehmen,
„das Fräulein selbst zu sich rufen, den Ent-
„führer mit seinen Helfern, deren man sich
„bemächtigt hätte, sollte er vor sich bringen
„lassen, die übrigen geflohnen aber für vo-
„gelfrey erklären; der Graf selbst, sobald er
„wiederhergestellt seyn würde, sollte, wenn

„er die Einwilligung des Fräuleins zur Entführung gehabt, sie als rechtmäßige Braut „behalten, sonst aber seinen Kopf verlieren. „Die Sache sollte auf einer allgemeinen Zusammenkunft zu Alstede ausgemacht werden. „Allein Tages nachher, da dieses bey Hofe „beschlossen war, starb Graf Werner, der „alle seine Wiederwärtigkeiten mit Gelassenheit ertragen hatte. Ich ließ den Leichnam dieses meines Freundes in meiner Kirche anständig begraben.

VIII.

Tangmar.

Große Werke sind kein Beweis von großen schriftstellerischen Talenten; es giebt viele große Werke von sehr geringem Werth. Dies ist bekannt. Gleichwohl pflegt man in der Litterairgeschichte des Mittelalters nur die Verfasser großer Werke anzuführen und nach dem oft sehr unbedeutenden Verdienste solcher Werke die Gelehrsamkeit und das Genie der Zeiten, in denen sie geschrieben wurden, zu beurtheilen. Insbesondre verfährt man so im Fach der Geschichte. Es giebt manchen kleinen historischen Aufsatz, manche Biographie aus dem Mittelalter,

deren Verfasser weit mehr Genie, weit mehr Kenntnisse und mehr Stärke in der Sprache bewiesen haben, als die Chronickenschreiber. Allein in Deutschland scheint es von jeher Regel gewesen zu seyn, wer als Schriftsteller bekannt werden will, muß die Maxime des Malers beym Lessing umkehren. „Nicht „Vieles, sondern viel; ein Weniges, aber „mit Fleiß," sagte jener Maler, und hatte bey diesem Ausspruch das Urtheil aller ächten Kenner aller Zeiten und aller Völker auf seiner Seite. Das deutsche Publicum ruft jedem jungen Autor, der das Glück hat, ihm zu gefallen, zu: „o ja recht Vieles! „möchte doch der Herr uns bald wieder mit „einem neuen Werke beschenken! alle Messe „ein neues wäre nicht zu viel, und ja recht „dicke Werke. Was sollen die kleinen Heft„chen! man ist den Augenblick damit fer„tig." Ein in Horazens Schule gebildeter Autor ist gewiß recht sehr zu bedauren, wenn er für ein Publicum schreibt, das mit seiner Lectüre sobald fertig wird.

Zu den guten, obgleich kleinen historischen Aufsätzen aus dem Mittelalter gehört das Leben des h. Bernward Bischof von Hildesheim. Es ist von Tangmar, dem gewesenen Lehrer des Bischofs, der seinen Schü

ler, ob dieser gleich dreyßig Jahr Bischof war, noch überlebte. Tangmar war Priester und nach seinem eignen Berichte Bibliothecarius und Secretair der bischöflichen Kirche zu Hildesheim, auch primicerius oder Vorsteher der dortigen Schule, die im eilften oder zwölften Jahrhunderte eine der blühendsten in Deutschland war. Bekanntermaßen gab es damals keine andre Anstalten für die Wissenschaften, als die Schulen bey den Klöstern und den Kathedralkirchen. Unter den Vorstehern dieser Schulen gab es oft würdige Männer. Dahin gehört Adam von Bremen und dieser Tangmar, den Leibnitz einen nicht ungelehrten Mann nennt; ein vielbedeutendes Lob, wenn es ein Leibnitz giebt. Tangmar selbst sagt an einer Stelle, er habe von seiner ersten Jugend an bis zum grauen Alter aus Neigung sich mit dem Schulunterricht und mit der Erziehung beschäftigt.

Tangmar schrieb diesen Aufsatz noch bey Lebzeiten seines gewesnen Schülers, und es ist nicht zu leugnen, daß er darin jene Vorliebe, die einen Lehrer so leicht und so natürlich gegen einen wohlgerathnen und dankbaren Schüler einnimmt, merklich blicken läßt.

Bernward aus einem der edelsten Geschlechter im damaligen Sachsen, wurde Tangmarn sehr jung zum Unterricht und zur Bildung anvertraut. „Ich fand bald," sagt Tangmar, „daß er wie Daniel, seine Mitschüler an Verstandesgaben zehnfach übertraf. Wie von einem himmlischen Lichte erleuchtet, suchte er durch feines Nachdenken die göttliche Wahrheit zu erforschen. Er errichtete mit denen seiner Mitschüler, an denen er vorzüglichen Fleiß bemerkte, eine besondre Gesellschaft, wo sie allerley Fragen aufs schärfste untersuchten. Stellen, die ich in der Schule aus verschiednen Autorn erklärte, faßte er durch seine angestrengte Aufmerksamkeit, und wußte sie nachher heimlich den übrigen noch verständlicher zu machen. Da sein Genie so hervorstach, ich aber in der Schule unter dem Haufen mich nicht vorzüglich mit ihm beschäftigen konnte, so nahm ich ihn oft mit, wenn ich in Geschäften des Bischofs verschickt wurde. Dann brachten wir oft den ganzen Tag, ob wir gleich zu Pferde waren, mit gelehrten Uebungen zu; lasen selbst im Reiten, machten Verse, raisonnirten, oder gaben einander Räthsel aus der Logik auf. Er

selbst pflegte mir dann oft, zwar immer bescheidene aber doch sehr scharfsinnige, aus der innersten Philosophie geholte Fragen vorzulegen. Bey aller dieser brennenden Begierde nach Gelehrsamkeit, hatte er nicht weniger Lust zu den leichtern Künsten, die man mechanische nennt. Insbesondre schrieb er eine sehr schöne Hand, mahlte sehr gut, verstand sich auf die Baukunst vorzüglich, und auf alle damit verwandten Künste der Tischler, der Schmiede und der übrigen Arbeiter in Metallen. *) Viel prächtige Gebäude hat er in der Folge aufgeführt. Dabey hatte er in Geschäften der Oeconomie und des gewöhnlichen Lebens eine äußerst lebhafte Betriebsamkeit, als wäre er bloß zu ihnen von Jugend an gewöhnt worden. —"

Im Jahr 993 wurde Bernward, fast noch ein Jüngling am Alter, von der Ge-

*) Fabrili quoque scientia et arte *clusoria* -- excelluit. Ars clusoria ist kein alter römischer Ausdruck. Leibnitz meinte, alle Goldschmidtsarbeiten würden darunter begriffen. In einer alten plattdeutschen Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung, aus dem funfzehnten Jahrhunderte, wird es gegeben: „de Kunst, de eddelen „Sterne in Gold edder Sülver to sluten." Herr Schmidt will fusoriam lesen und übersetzt es „Gießerey."

Gemeine zu Hildesheim zum Bischof erwählt, und vom Erzbischof Willigis zu Mainz ordinirt. „Seine Lebensart als Bischof war diese. Ernst und gesetzt, vereinigte er in so jungen Jahren, die strengste Enthaltsamkeit mit der unermüdetsten Thätigkeit; jedoch alles dies ohne die geringste Uebertreibung. Manche Stunden der Nacht brachte er mit Lesen oder andächtigen Betrachtungen zu. Vom Tagsanbruch an waren seine ersten Geschäfte dem Morgengesange in der Kirche, nachher der Messe, und so den übrigen gottesdienstlichen Handlungen beyzuwohnen: dann ging er zu Gericht, hörte die Klagen, die man vor ihm anzubringen hatte, und wußte alles durch seinen Verstand bald abzuthun. Hierauf kam sein Verwalter, durch den er den Armen, die sich oft bey Hunderten einfanden, Allmosen austheilen ließ. Wenn er diesen geholfen, ging er in den Werkstäten der Künstler herum bis Nachmittags, da er sich dann erst öffentlich zu Tische setzte. Bey Tische wurde immer etwas vorgelesen. Es ist schwer alles anzuführen, was er durch so viel Thätigkeit geleistet hat. Er schrieb selbst

viel; er sammelte eine zahlreiche Bibliothek nicht nur theologischer, sondern auch philosophischer Schriften. Gemählde und andre Kunstwerke von vorzüglicher Schönheit ahmte er entweder selbst nach, oder ließ sie nachahmen; so oft er an den Hof, oder sonst auf Reisen ging, hatte er junge Leute von Fähigkeiten bey sich, die alles, was er von schönen Werken antraf, nachahmen mußten. Er ließ Musivarbeiten verfertigen und erfand die Ziegel zu Dächern."

„Dabey war er äußerst aufmerksam auf alles, was zum Wohl seiner Gemeine erfodert wurde. Sachsen wurde damals oft von den nordischen Seeräubern heimgesucht. Er hat sie oft zurückgeschlagen, und fast wie durch göttliche Eingebung ersah er einen sehr bequemen Ort am Zusammenfluß der Aller und Oker wo er eine Schanze anlegte, durch deren Besatzung den Streifereyen der Barbaren Einhalt gethan und den Christen Ruhe verschaft wurde, so daß sie nachher nichts mehr von den Barbaren gelitten haben."

„An einigen wüsten Stellen in seinem Bisthum hat er neue Gebäude, und zwar einige sehr schöne von weißen und

rothen Steinen und mit Musivgemählden aufgeführt. Am meisten hat er unsre Kirche verschönert, insbesondre mit Gemählden, und kostbaren Geräthen. Unter den verschiednen Kelchen, die er ihr schenkte, war einer aus einem Onyx, und einer von Krystall, bewundernswürdige Stücke. Auch ließ er einen ganz vom reinsten Golde, zwanzig Pfund schwer, verfertigen. Er ließ auch zuerst die Mauer um unsern Ort aufführen, mit Thürmen an verschiednen Stellen, ein Werk von so viel Schönheit und Festigkeit zugleich, daß in ganz Sachsen nichts ähnliches gefunden wird."

„Im achten Jahr nach seiner Ordination bekam er einen sehr verdrießlichen Streit mit dem Erzbischof Willigis von Mainz wegen des Klosters Gandersheim. Der Erzbischof bediente sich, da es ihm an gerechten Gründen fehlte, seines ganzen mächtigen Ansehns, der Bischof widerstand ihm, nicht frech, sondern standhaft und mit Klugheit, und so lange er lebte, behauptete er, zwar mit Mühe, aber doch mit Erfolg, seine bischöflichen Rechte. Ich muß den Ursprung des Streites etwas weit herholen."

„Es ist außer Zweifel, daß das Gebiet von Gandersheim schon, ehe noch ein Kloster daselbst errichtet war, zum Bisthum Hildesheim gehöret hat. Darauf stiftete Herzog Ludolf von Sachsen mit seiner Gemahlin Oda das dortige Kloster. Sie hatten auf Rath unsers vierten Bischofs, Altfried, eine Reise nach Rom gethan, waren von Pabst Sergius mit vieler Achtung aufgenommen, und nachdem er ihr Gelübde einer Klosterstiftung vernommen, hatte er ihnen die Reliquien der beyden Heiligen, des Anastasius und Innocentius, zum Geschenk gemacht. Nach ihrer Rückkunft errichteten sie mit Altfrieds Rath, jenes Kloster Gott geweihter Jungfrauen, und zwar damals zu Brunsteshusen. Ihre zwölfjährige Tochter Hathumod bestimmten sie zur Vorsteherin. Diese wurde auch von Altfried eingeführt. Altfrieden übergaben sie die Aufsicht über den Ort und über die daselbst lebende jungfräuliche Gesellschaft. Dies geschah im Jahr achthundert und zwey und funfzig. Rebanus saß auf dem Stuhl zu Mainz. Einige Jahre nachher ersah der Bischof einen Platz am Fluß Gande, den er daher Gandersheim nannte; einen Ort, der ihm wegen lieblicher Wiesen und Holzun-

gen ein angenehmerer, und wegen eines ihn umgebenen Sumpfes und dicken Waldes auch ein mehr sichrer Aufenthalt für Personen, die Gott ihr Leben widmen, zu seyn schien. Hier legte er also mit des Herzogs Einwilligung ein größeres Kloster an. Der Herzog zwar und die Aebtin Hathumod starben, ehe der Bau vollendet wurde, und wurden zu Brunsteshusen begraben, auch Altfried starb und das Kloster wurde erst unter unserm sechsten Bischof Wigbert fertig. Der brachte alles zu Ende, der weihte die Kirche ein, der machte gemeinschaftlich mit der verwittweten Oda und mit Geberge, der Schwester der Hathumod und ihrer Nachfolgerin in der Aebtinwürde, die ganze Einrichtung. Alle folgende Aebtinnen wurden von unsern hildesheimischen Bischöffen eingesetzt. Die Tochter aber Kaisers Otto des II., es sey mir erlaubt dieses frey zu sagen, gab den Zunder zum Streite her. Es war ihr zu gering, den Schleyer von ihrem Bischofe — es war unser Bischof Osdag — zu empfangen. Willigis sollte ihn ihr reichen; sie glaubte nicht genug geehrt zu seyn, wenn es nicht ein Mann mit dem Pallium wäre. *)

*) Das ist, ein Erzbischof, das Pallium war und ist noch das Zeichen erzbischöflicher Würde.

Willigis war gleich bereit, ihr Verlangen zu erfüllen. Ohne zu bedenken, wie sehr sein Verfahren mit den alten Kirchensatzungen stritt, suchte er nicht etwa die Einwilligung des Bischofes brüderlich und liebreich zu gewinnen, sondern läßt ihm befehlend den Tag ansagen, wo er sich einfinden sollte, ihm bey der Einkleidung beyzustehen. Osdag sieht eine Gelegenheit ab, den Erzbischof vertraulich zu befragen, woher er sein Recht so zu verfahren habe. Jener antwortet stolz, daß Kloster sey unter seiner Aufsicht. Am bestimmten Tage in Gegenwart Kaisers Otto des III., der verwittweten Kaiserin Theophania, und vieler Bischöfe und Fürsten, die der Feierlichkeit wegen gekommen waren, wiedersteht Osdag dem Erzbischof. Nach langem Streit erlangt der Erzbischof durch Gunst der verwittweten Kaiserin und einiger Bischöfe bloß so viel, daß er an dem Tage am Hauptaltar das Hochamt verrichtet; die Einkleidung der Aebtin Sophie soll von ihm und Osdag gemeinschaftlich, die Einkleidung der übrigen Jungfrauen aber von Osdag allein vorgenommen werden. Als man darauf zur Einkleidung schreitet, fasset der Bischof, der bis dahin etwas zu nachgebend geschienen hatte, durch Gottes

Gnade neuen Muth. Nachdem er erst den Kaiser gefragt, ob er in die Einschleierung seiner Schwester willige, und dann auch die übrigen Mundiburde *) um ihre Einwilligung gefragt, die von allen gegeben wurde; so verlangte er erst von der Prinzessin, daß sie dem Stuhl zu Hildesheim, daß sie ihm als ihrem Bischof und allen seinen Nachfolgern Unterwürfigkeit und Gehorsam geloben sollte; so auch von den übrigen, die den Schleier empfangen sollten. Dann zeigte er der ganzen Geistlichkeit und dem Volke an, daß der Erzbischof in dem Kloster und in der Kirche weiter kein Recht habe, als was der Bischof von Hildesheim ihm gutwillig gestatte. Hierauf ging alles übrige ordentlich zu, und man ging friedlich auseinander. Der Erzbischof machte keine neue Ansprüche in langer Zeit; sogar in seiner Gegenwart wurden einige Gandersheimische Kirchen von unserm Bernward eingeweiht, eine Synode wurde daselbst in Gegenwart Kaisers Otto des III. gehalten; der Erzbischof wohnte ihr bey, ohne sich das geringste Vorrecht anzumaßen; unser Bernward hatte den Vorsitz. Allein von beständiger Dauer war doch dieser Friede nicht. Die Ursa-

*) Vormünder oder Curatoren.

che zu entwickeln ist in unsern Zeiten ein unangenehmes Geschäft; unterdessen wenn die Verschweigung der Wahrheit eben sowohl ein Verbrechen eines Geschichtschreibers ist, als die Erzählung falscher Dinge, so sey es mir erlaubt, den wahren Ursprung des Handels ans Licht zu bringen. Jene Gesellschaft gottgeweihter Jungfrauen, die mit so vielem Eifer, mit so vieler Frömmigkeit von den Vätern unsers Vaterlands, von Herzogen und Königen, unter Altfrieds und seiner Nachfolger Anleitung gestiftet ist, war anfangs ein nachahmenswerthes Muster der Demuth und christlichen Liebe; ihren Bischof ehrten, hörten und liebten sie als ihren von Gott ihnen gegebenen Vorsteher, und als ihren Vater. Wenn sie zum Besten der Kirche eine Reise an den Hof thun mußten, so erschienen sie in keiner prächtigen Kleidung, sondern wie Mägde Gottes und wurden geehrt. Seitdem aber Pracht und Ueberfluß aufgekommen, hat sich Hochmuth eingeschlichen, der Gehorsam hat sich verlohren, und sie haben die Ehrfurcht gegen den Bischof vergessen. Die lange Krankheit der Aebtin Gerburge, und der Tod vieler alten Schwestern, die noch unter der alten Disciplin er-

zogen waren, ist viel mit Schuld daran. Viel junge Personen sind dagegen aufgenommen, die zart erzogen, von der alten Disciplin keine Begriffe hatten. Und endlich begab sich Sophia sehr wider den Willen der Gerburge auf Betrieb Erzbischofs Willigis, an den Hof, wo sie sich zwey Jahre aufhielt, und durch ihren Wandel mancherley Gerüchte veranlaßte. Bernward billigte das nicht, und da er viel Liebe und Achtung für sie hatte, suchte er sie durch sanfte Vorstellung zur Rückkehr ins Kloster zu bewegen. Allein sie achtete darauf so wenig, daß er sich genöthigt sah, seine Vorstellungen ernstlicher zu wiederholen. Darauf fing sie an, Umgang und Unterredung mit ihm zu vermeiden; endlich aber wandte sie sich an den Erzbischof, begab sich gleichsam unter dessen Schutz, und nahm ihn durch bittre Klagen wieder den Bischof ein. Hierauf erklärte sie, den Schleier nicht vom Hildesheimer Bischof, sondern von Willigis empfangen und Zeugen gefunden zu haben, durch deren Aussage sie beweisen wolle, daß Gandersheim nicht unter Bernward, sondern unter dem Erzbischof stehe. Hierauf ging sie nach Gandersheim zurück, wo sie die Gemüther der Schwe-

stern, durch allerley Erzählungen vom Bischofe und durch allerley Anmerkungen über ihn, ganz abwendig von ihm machte."

„Wie Bernward die Folgen davon sieht, begiebt er sich nach dem Kloster hin und beklagt sich über die unverdiente und ungerechte Begegnung; man bewies ihm nicht mehr die gewöhnliche Aufnahme, womit man vormals ihn und seine Vorgänger empfangen hatte; man entzog ihm seine Einkünfte; man weigerte ihm den schuldigen Gehorsam. Seine väterlichen Klagen hierüber erfüllen sie nur noch mit mehr Erbitterung. Sophia nahm von seinen Vorstellungen Anlaß, ihn nur noch verhaßter zu machen. Indessen kam die Zeit heran, da eine von der Aebtin Gerburge erbaute Kirche sollte eingeweiht werden. Da sie selbst, Krankheit halber, der Feierlichkeit nicht vorstehen konnte, läßt sie ihre Stelle durch Sophien vertreten, welche nun ihren Bischof zurücksetzt, und den Erzbischof ersucht diese Handlung zu verrichten. Sie läßt übrigens durch einen Abgeordneten unsern Bischof mit einladen, der auch mit gelassenem Gemüthe die Einladung annimmt. Indessen läßt der Erzbischof, man weiß nicht warum,

den dazu angesetzten Tag wieder absagen, und bald darauf unserm Bischof Befehlsweise einen andern Tag anzeigen, wo er sich zur Einweihung einfinden soll. Bernward antwortet schriftlich durch einen eignen abgeordneten, wegen ihm aufgetragener kaiserlichen Geschäfte könne er an dem Tage nicht kommen. Er selbst aber geht an dem Tage, der zuerst zur Einweihung bestimmt war, nach Gandersheim, um die Handlung selbst zu verrichten. Hier sind aber gar keine Anstalten dazu gemacht, vielmehr auf das Gericht hin, das man ausgesprengt hatte, er würde die Einweihung mit Gewalt vornehmen, waren Vorkehrungen gemacht, ihn mit Gewalt schimpflich aus der Kirche zu treiben. Jenes Gericht aber war höchst ungegründet. Uebrigens mußte er sich, da die Einweihung nicht selbst vorgenommen werden konnte, bloß begnügen, die Messe zu lesen, worüber die Nonnen ihren äußersten Unwillen blicken ließen. Die übrige Gemeine hingegen war betrübt darüber, daß ihrem Bischof sein Recht mit so viel Stolz und Widerspenstigkeit abgestritten wurde. Er tröstete sie, zeigte aber nun öffentlich an, wie unanständig ihm vom Kloster begegnet

sey, und verbot allen vermöge der ihm nach den Kirchengesetzen zukommenden Autorität, ohne seine Einwilligung an der Einweihung, als die allein durch ihn geschehen müsse, Theil zu nehmen. Hierüber geriethen die Schwestern so in Feuer, daß sie, wie ihnen die Hostie gereicht wird, selbige mit Wuth und Heftigkeit wegwerfen und den Bischof mit entsetzlichem Schimpfen anfahren. Darüber bricht er in Thränen aus, nicht aus Schmerz über die ihm erwiesene Kränkung, sondern über die Bosheit der wüthenden Weiber; er tritt zum Altar zurück, liest die Messe mit sehr bekümmerten Herzen zu Ende, redet dann das Volk an, segnet es und bestärkt es in seinen guten Gesinnungen. Das Volk begleitet ihn darauf mit vielen Ehrenbezeugungen bis an die Grenze."

„Indessen lassen der Erzbischof und Sophie, ohne mit dem Bischofe Rücksprache zu nehmen, alles zur wirklichen Einweihung vorbereiten. Der Tag wird bestimmt, verschiedne Bischöfe, auch Herzog Bernhard erscheinen. Unser Bernward war wieder eingeladen; allein an seiner statt sendet er den von den Barbaren vertriebenen Bischof von Schleswig, Eck-

hard nebst den ältesten unsrer Stiftsgenossen und einige der angesehnsten aus unserm Kloster. Dieser, nachdem er um Erlaubniß zu reden gebeten, grüßt den Erzbischof aufs ehrerbietigst von Bischof Bernward, der wegen kaiserlicher Aufträge nicht persönlich habe kommen können, der sich aber sehr verwundre, daß in seinem Sprengel ohne seine Einwilligung eine Einweihung angesetzt sey; er bitte mit brüderlicher Liebe, von diesem Eingriffe abzustehen; wenn der Erzbischof einiges Recht, oder ein besondres Privilegium darüber zu haben glaube, so möge er nur Tag und Ort bestimmen; der Bischof werde alsdann bereit seyn, mit Hülfe der Brüder alles zu untersuchen. Allein der Erzbischof wird hierüber heftig, sendet gleich an den Bischof, daß er sich am folgenden Tage, einem Sonntage, zur Einweihung einfinden solle. Die Abneigung aber des Erzbischofs gegen den würdigen Vorsteher unsrer Kirche kam eigentlich vom Neide her. Viele waren mißgünstig, daß der Kaiser so viel Vertrauen und Zuneigung gegen ihn hatte, die er auch durch den wachsamsten Diensteifer und die wärmste Anhänglichkeit zu verdienen such=

te. Insbesondre aber konnte der von Mainz es nicht vertragen, daß ein andrer, als er selbst, beym Kaiser so viel gelten sollte. Am Sonntage also, da die Sache vor sich gehen sollte, kömmt besagter Bischof Eckhard mit den ihm von unserm Bischof zugegebnen Brüdern zuvor, protestirt gegen das Unternehmen des Erzbischofs und die Handlung wird also verhindert. — Die übrigen Bischöfe indessen, die zugegen gewesen, lassen Bernward wissen, der Erzbischof werde doch auf seinem Vorsatz bestehen und es durchsetzen wollen; es sey nichts anders übrig, Bernward müsse sich selbst an den Kaiser wenden; seine Sache sey ihrer aller Sache, und sie wollten gern, wenn er die Reise anträte, ihm Briefe an den Kaiser sowohl, als an den Pabst mitgeben."

„Der Kaiser war in Italien; Bernward war sehr kränklich; sein schwacher Körper war für die Reise gar nicht gemacht. Allein der würdige Mann, den die geringste Spaltung in der Kirche sehr betrübte, sah ein, daß das aufkeimende Uebel ohne den Kaiser und den Pabst nicht würde können unterdrückt werden. Er trat also die Reise an; alle Bischöfe

disseits der Alpen gaben ihm Briefe mit. Im Anfang des Januars im Jahr Eintausend kam er nach Rom, wo der Kaiser auf die Nachricht von seiner Ankunft ihm fast zwey Meilen entgegen gehet, ihn umarmt und ihn selbst nach der ihm bestimmten Wohnung führt, und nach einer langen Unterredung ihn am folgenden Tage nach dem Pallaste kommen heißt. Den folgenden Morgen, wie er diesem Befehl zufolge sich hinbegiebt, geht ihm der Kaiser nebst dem Pabste bis in den Vorhof entgegen, behält ihn von der Zeit an im Pallaste bey sich, und hält ihn während des ganzen sechswöchigen Aufenthalts in allen Stücken frey."

„Inzwischen bekömmt er Briefe aus seinem Stifte, mit der Nachricht, daß der Erzbischof mit Hülfe einiger Bischöfe außerhalb Sachsen, aller Protestation Eckhards und der unsrigen ungeachtet, die Einweihung der Kirche vollzogen und eine Synode in Gandersheim gehalten, als ob dieses Stift zu seinem Sprengel gehörte. Auf diese Nachricht wurde in der Kirche des heil. Märtyrers Sebastian in Gegenwart des Kaisers unter dem Vorsitz Pabst Gerberts eine Synode von zwanzig Bi-

schöfen, mehrentheils aus Romanien, theils aber auch aus Italien und Tuscien gehalten. Auf die Entscheidung dieser Synode erklärte der Pabst alles, was in Bernwards Diöcese während seiner Abwesenheit vom Erzbischof und seinen Gehülfen vorgenommen war, für null und nichtig."

Erzbischof Willigis unterwarf sich aber diesem Ausspruch nicht; der Streit zog sich sehr in die Länge und wurde erst nach Otto des III. Tode durch dessen Nachfolger Heinrich den II. geendigt, der den Erzbischof endlich dahin vermochte, daß er von seinen Ansprüchen abstand und die Rechtmäßigkeit der bisher von den Bischöfen von Hildesheim über das Stift zu Gandersheim geführten Aufsicht anerkannte.

Gern möchte ich nun aber meine Leser fragen, ob sie jemals bey einem Geschichtschreiber des Mittelalters so viel Ordnung und Klarheit in der Erzählung und so viel leichte und befriedigende Entwicklung der Ursachen und Umstände der Begebenheiten angetroffen oder auch nur erwartet haben? Gewiß sie werden mit mir wünschen, daß statt des verworrnen Dunkeln und uns mit Thränen ohne Aufhören langweilig fallenden

Ditmars dieser Tangmar die Geschichte der Deutschen unter den Sächsischen Kaisern möchte beschrieben haben. Uebrigens will ich den Lesern selbst überlassen, über die damalige deutsche Kirchenverfassung und über den Charakter, die Denkungsart und Sitten der Geistlichkeit diejenigen Anmerkungen zu machen, zu denen diese Stelle Anlaß giebt.

Bernward wurde im Jahr 1193 vom Pabst Cölestin dem III. unter die Heiligen versetzt.

IX.

Wippo.

Wippo war vermuthlich aus Burgund. Wenigstens scheinet er in einem Verse eines seiner elenden Gedichte Burgund als sein Vaterland zu bezeichnen. Er war Capellanus oder Hofgeistlicher bey Kaiser Conrad dem II. und bey dessen Sohn Heinrich dem III. Er lebte um das Jahr 1040. Mehr weiß man von seinen persönlichen Umständen nicht.

Den Charakter seiner Schriften kann man nicht besser beschreiben, als wenn

man sagt, er habe so geschrieben, als ob er nicht bloß Hofgeistlicher, sondern auch Hofgeschichtschreiber und Hofdichter gewesen wäre. Er erhebt, lobt und bewundert alle Thaten der beyden Monarchen, an deren Hofe er sein Glück gemacht hatte. Wirklich beschrieben hat er das Leben des Vaters Conrads des II.; es ist noch vorhanden. Er wollte auch das Leben des Sohnes, Heinrichs des III. beschreiben. Ob es geschehen, ist ungewiß, wenigstens haben wirs nicht mehr.

Zur Probe seines Hofgeschichtschreiberstils mag folgender Schluß aus der Dedication an Heinrich den III. genug seyn. „Dir, erhabenster Kaiser, widme „ich dieses Werk; dir stelle ich die Tha„ten deines Vaters dar, damit du, wenn „du rühmliche Thaten vorhast, die Tugen„den deines Vaters gleichsam in diesem „Spiegel betrachtest. Möchtest du, der „du alle deine Vorgänger in göttlichen „und menschlichen Dingen übertroffen hast, „auch das Reich länger, wie irgend einer „von ihnen behalten." In dieser Dedication nennt er den Kaiser einen Herrn der Herren dieser Welt, hujus orbis dominum dominantium. Heinrich der III. fing wirk=

lich an sich als das Oberhaupt der Europäischen Könige und diese als seine Vasallen zu betrachten. Ich habe gesagt, er habe auch wie ein Hofdichter geschrieben; er will überhaupt gern poetisch in seinem Ausdruck seyn, besonders wenn er seinen Helden lobt und bewundert. Er führt auch gern Verse an und oft selbstgemachte. Aber in allen verräth sich sein schlechter Geschmack.

In einer langen, wortreichen, aber gedankenarmen Vorrede führt er die Gründe an, warum er eine Geschichte geschrieben. Da heißt es unter andern: „es sey „abgeschmackt, einen Tullus und Ancus, „einen Vater Aeneas und den trotzigen „Rutuler zu kennen, und von ihnen zu „schreiben, und die Carle, die Ottonen, „die Conrade und Heinriche, die in Christo gesiegt hätten, zu vergessen."

Bey einem Schwall aus Dichtern und Rednern geborgter, ohne Wahl und Maß verschwendeter Ausdrücke ist er weder Dichter noch Redner, sondern geschmackloser Schwätzer. Und bey eben so verschwendrisch ausgestreuten Betrachtungen, Maximen und Sentenzen ist er weder pragma-

tisch noch philosophisch. Seine höchsttri-viale Anmerkungen werden dadurch noch eckelhafter, daß er sie mit prächtigen Worten vorträgt. So stellt er z. E. bey der Kaiserwahl folgende Betrachtungen an: „Zwischen Furcht und Hofnung schwebend „suchten diejenigen, die mit einander ver-„wandt oder vertraut waren, einer des „andern Wünsche zu erforschen; denn es „war keine gleichgültige Sache, über die „man rathschlagte; sondern die, wenn sie „nicht sorgfältig zur Reife gebracht wur-„de, zum Verderben des ganzen Staats-„körpers ausschlagen konnte; denn um „ein gemeines Sprichwort zu brauchen, „wohlgekocht bekömmt eine Speise wohl, „die ungar genommen, Krankheit verursa-„chen kann.“

Eine der albernsten, abgeschmacktesten Uebertreibungen, die ich jemals bey einem Schriftsteller gefunden, ist die, wenn er bey der Beschreibung des Einzuges zu Mainz zur Salbung Conrads des II. sich so ausdrückt: „Geistliche und Weltliche „hätten so viel Psalmen und Lieder gesun-„gen, daß er nicht wisse, daß Gott je-„mals an Einem Tage so viel Lob von „den Menschen eingenommen habe.“

Es ist schon eine sehr verdrießliche Arbeit aus einem solchen Schriftsteller Auszüge zu machen. Ihn zu übersetzen könnte man zu einer gerechten Strafe, bloß denen zumuthen, die durch schlechte Uebersetzungen gute Werke verhunzen.

Alte Art einen deutschen König zu wählen.

Im Jahr 1024 starb Heinrich der II. Das Reich war ruhig und in guter Verfassung. Aber dieser Todesfall machte seinen bis dahin glücklichen Zustand wanken. Jeder Gute war besorgt: die Bösen freuten sich, Verwirrung im Reiche war ihr Wunsch. Der Kaiser hinterließ keine Söhne; daher strebte jeder der weltlichen Fürsten, die einige Macht besaßen, alle offenbar, nicht durch Klugheit, sondern mit Gewalt, wo nicht die erste, doch die zweyte Stelle im Staate zu erlangen. Schon brach Zwietracht allenthalben aus, schon geschah hin und wieder Mord, Raub und Brand; angesehne Männer verhinderten, daß das Feuer nicht um sich grif. Die Kaiserin Cunigunda, obgleich nun Wittwe, und ihre Brüder, Dietrich, Bischof von Mainz und Hezilo, Herzog

von Bayern nahmen sich des Staates an. Ich muß hier einige der Bischöfe sowohl als der vornehmsten weltlichen Fürsten nennen, deren Rathes sich das Volk der Franken zu bedienen pflegt, einen König zu wählen. Auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß Aribo, ein gebohrner Noriker (aus den Gegenden des heutigen Oestreichs) von Adel, und weise und würdig ein Königsrath zu seyn; den zu Kölln hatte Pelegrinus inne, ein Blutsverwandter von Aribo, ein voraussehender und für seine Stelle gemachter Mann; zu Trier endlich bekleidete Poppo diese Würde, ein Bruder Herzogs Ernst, ein frommer demüthiger Mann. Bischof zu Metz war der edle und in der Tugend strenge Dieterich; zu Strasburg der edle, in göttlichen und weltlichen Pflichten sorgfältige Werner; zu Würzburg der weise und der Kirche treue Marcellinus; zu Bamberg Eberhard, der erste Bischof dieses (neugestiften) Sprengels, dem Staate ein sehr nöthiger Mann wegen seiner Klugheit und wegen seiner Sitten; zu Costnitz der in Gott weise, bescheidne und in der Welt erfahrne Heimo; zu Augsburg Bruno, Bruder des verstorbnen Kaisers, ein tüchtiger Mann von großem Geiste, hätte sein Bruderhaß gegen

den verstorbnen Kaiser seinen Ruhm nur nicht verdunkelt; zu Salzburg Erzbischof Günther, milde und gut bey Gott und Menschen; zu Regensburg Burkard, dessen Güte so sichtbar war; zu Freisingen Albert, ein kluger Regent seiner Geistlichkeit und seines Volks. Noch viel andre Bischöfe und Aebte kamen, die alle zu nennen langweilig seyn würde. Die Sächsischen Bischöfe nenne ich mit Fleiß nicht, weil ich von ihrem Leben nichts weiß, das ich bey ihrem Namen mit anführen könnte. Auch die Italienischen übergehe ich; sie konnten in so kurzer Zeit nicht mit zur Wahl erscheinen. Sie kamen erst nachher in Costnitz zusammen, erkannten Conrad für ihren König und schwuren ihm die Treue. Herzoge dieser Zeit waren Bruno in Sachsen, Albert in Histerreich, Hezilo in Baiern, Ernst in Schwaben, Friedrich in Lothringen (und am Oberrhein) Gozilo über die Ripuarier (am Unterrhein) Cuno in Franken, Ulrich in Böhmen. Burgund war noch nicht wie jetzt mit dem römischen Reich verknüpft.

Alle diese Bischöfe und Herzoge wandten alles an, zu verhindern, daß der Staat aus Mangel eines Oberhauptes nicht in Gefahr käme. Erst rathschlagten sie durch

Briefe und Gesandten. Dann wurde Zeit und Ort bestimmt, wo eine Versammlung zusammenkam, dergleichen ich nie gesehen habe.

Zwischen Mainz und Worms ist eine große Ebne, wo die größte Menge Platz finden kann. Dabey sind einige Inseln zu geheimen Unterredungen sehr bequem gelegen. Die Beschreibung dieser Gegend überlasse ich den Topographen. Hier kamen die Ersten des Reichs und so zu sagen seine Kräfte und Lebenstheile zusammen, lagerten sich diesseits und jenseits des Rheins, der Gallien von Deutschland scheidet; aus Deutschland kamen die Sachsen mit ihren Nachbarn den Slaven, die Ostfranken, die Noriker (Oestreicher) und die Alemannier; aus Gallien die Ripuarier (vom Unterrhein) und die Lohtringer (vom Oberrhein).

Lange wurde hier gestritten, wer zu regieren würdig wäre. Bey dem einen war sein unreifes, bey dem andern sein zu hohes Alter im Wege; von einem wußte man nichts rühmliches anzuführen, und der andre war zu stolz. Von so vielen wurden erst wenige ausgehoben, und unter diesen wenigen wurden zwey würdig gehalten, daß man nach sorgfältiger Untersuchung sich für einen von

beyden erklären sollte. Es waren die beyden Conrade, der ältere und der jüngere; beyde in Deutschfrankenlande von vornehmem Adel; ihre Väter waren Brüder; ihr Großvater Otto war Herzog in Franken gewesen. In Ansehung dieser beyden Vettern also war man lange unschlüßig, und obgleich alle im Herzen ihre Stimme dem ältern gaben wegen seiner Tapferkeit und Redlichkeit, so ließ sich doch keiner das merken aus Klugheit, weil der junge sehr mächtig war. Allein hier zeigte der alte Conrad seinen Verstand, er wußte seinen Vetter zu einem Vergleich zu bereden, worin sie einander versprachen, zufrieden zu seyn, wer auch von beyden würde erwählt werden. Dadurch wollte der alte, der die Gesinnungen der Fürsten schon gemerkt hatte, seinen jungen Vetter nur vorbereiten, daß er sich, wenn die Wahl wider seinen Wunsch ausfiele, darein finden sollte. (Wippo läßt den alten Conrad eine lange Rede an seinen Vetter halten, um ihn zu diesem Vergleich zu bereden. Wippo hat darin, wie man wohl sieht, die alten Geschichtschreiber nachahmen wollen. Und vielleicht dünkte er sich bey dieser Rede eben so sehr ein deutscher Livius zu seyn, als mancher heutige Romanschreiber sich für

Deutschlands Richardson oder Fielding hält.) Sobald der junge Conrad den Vorschlag seines ältern Vetters annahm, gab ihm dieser einen Kuß. Das sah die Versammlung und schloß daraus, daß nun ein völlig gutes Vernehmen zwischen beyden herrsche. Daher schritt man nun zur Wahl. Die Fürsten setzten sich, und das Volk in großer Menge stand ringsherum. Der Erzbischof von Mainz, dem es zukam, seine Meinung zuerst zu sagen, erklärte zuerst auf geschehene Frage vom Volke mit freudiger Stimme, daß er den ältern Conrad zu seinem Herrn und König, und zum Regenten und Beschützer des Vaterlandes erwähle. Dieser Meynung stimmten die übrigen Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen ohne Bedenken bey. Der jüngere Conrad ging erst mit den Lothringern ein wenig auf die Seite, kam aber bald zurück und erwählte seinen Vetter mit vieler Wärme zu seinem Herrn und König. Der König nahm ihn bey der Hand und ließ ihn neben sich sitzen; alle die Fürsten nach einander wiederholten nun die selbigen Worte. Darauf gab das Volk durch seinen Zuruf seine Einwilligung zu der Wahl; alle riefen, er allein sey es werth, ihn allein

wollten sie zum König haben, und nun sollte man ihn gleich salben und krönen. Worauf die verwittwete Kaiserin Cunigunda die königlichen Insignien, die ihr der verstorbene Kaiser hinterlassen hatte, gern herausgab, und dadurch zur Bestätigung des neuen Königs, so viel auf sie ankam, beytrug. Uebrigens, obgleich Conrad am adelichen Herkommen und persönlichen Eigenschaften keinem der anwesenden Herzogen und Marggrafen etwas nachgab, so besaß er doch eben keine so wichtige Aemter im Staate und war also nicht so mächtig, wie die andern. Daß er dennoch ihnen vorgezogen wurde, halte ich für einen Beweis, daß der Himmel ihm günstig war.

Wirkung einer treuherzigen Predigt.

Nach der Wahl begleitete alles den König nach Mainz zur Salbung. Alles war voller Freude; alles sang Gott Loblieder. An dem zu dieser Ceremonie bestimmten Tage hielt der Erzbischof von Mainz unter andern feierlichen Handlungen eine Rede an den neuen König von seinen Pflichten, die er nun zu erfüllen

hätte. Darin kam folgende Stelle vor: „Von so vielen nun, was Gott von dir „fodert, ist das wichtigste, daß du Ge„rechtigkeit und den Frieden handhabest, „daß du ein Beschützer der Kirche und der „Geistlichen seyst; und ein Rächer und „Helfer der Wittwen und Waisen. Da„durch und durch die andern guten Ei„genschaften wird dein Thron befestigt „werden auf immerdar. Und nun, Herr „König, bittet dich die heilige Kirche mit „mir um Gnade für alle diejenigen, die „dich bisher beleidigt haben. Darunter „ist ein edler Mann, Otto; der dir Feind„schaft erwiesen. Für den und für alle „die übrigen bitten wir dich nun, daß du „ihnen verzeihst um der Liebe Gottes wil„len, die dich heute zu einem andern „Mann macht, und dich hier auf Er„den an seine Stelle setzt; so wie du „wünschest, daß Gott dir alle deine Sün„den verzeihen möge." Diese Rede machte den König so weichherzig, daß er seufzete und in Thränen zerfloß, mehr wie man glauben sollte. Als nun auch alle Bischöfe und Herzöge ebenfalls mit allem Volk ihm anlagen, verzieh er allen, die

etwas gegen ihn begangen hatten. Worüber alle vor Freuden weinten.

Terreus esset homo, qui plangere non potuisset,
Quod tantas culpas ignorit tanta potestas.

X.

Lambert von Aschaffenburg.

Lambert von Aschaffenburg im Würzburgischen war Mönch im Kloster zu Hirschfeld. In seinem Werke giebt er selbst an verschiedenen Stellen, folgende Nachrichten von sich:

Unter dem Jahr 1058. „Zur Nachahmung des von aller Welt geprieśnen, Gott gefälligen Wandels Abt Meginhors, gab ich, um nicht auf dem Wege zum Himmel zu sehr belastet zu seyn, mein Hauswesen auf, empfing — ach, ich allzuschwacher für solch ein Unternehmen — das heilige Kleid aus dieses Mannes so vollkommen heiligen Händen, am 15ten Merz. 1059. Nach vollendeter meiner Pilgerschaft gen Jerusalem langte ich am 15ten September im Kloster wieder an und fand — was ich während meiner

ganzen Wallfahrt vorzüglich von Gott erfleht hatte — fand den Abt Meginhor noch am Leben. Denn ich fürchtete, da ich ohne seinen Segen gereist war, wenn er unterdessen im Zorn gegen mich, und ausgesöhnt aus dieser Welt gegangen, würde ich vor dem Herrn, als Verbrecher, erscheinen; aber seine göttliche Gnade, die mich so oft in den äußersten Gefahren beschützt hatte, verließ mich auch bey meiner Rückkehr nicht. Ich fand ihn gesund wieder, er verzieh mir meinen begangnen Fehler, und empfing mich, wie einen vom Tode wieder auferstandenen, froh mit ausgestreckten Armen. Aber wundervoll mußte es jedem vorkommen; als ob sein Leben bloß meinetwegen so lange erhalten wäre, fiel er an eben dem Tage, da er mich von meinem begangnen Verbrechen lossprach, in ein Fieber, woran er acht Tage nachher seinen Lauf glücklich vollendete, und im Herrn entschlief, ein Mann von großen Tugenden in Christo, und — es sey mir erlaubt dieß zu sagen, ohne irgend einen der heutigen Aebte beleidigen zu wollen — das wahrhafte einzige Muster ächten Klosterlebens im deutschen Lande."

Wir sehen, Lambert war nicht vom Anfang an zum Mönch bestimmt; er hatte

in der Welt gelebt. Gleichwohl besaß er Gelehrsamkeit und Kenntnisse, die damals nur Geistlichen, und noch genauer zu reden, nur Klostergeistlichen eigen waren. Sein eigner Trieb mußte ihn also zum Studiren und Lesen geleitet haben; denn daß er nicht erst als Mönch anfing; beweist seine Belesenheit und seine fließende und natürlich schöne Schreibart. Diese sowohl als jene setzen eine frühe Bekanntschaft mit Büchern und mit der lateinischen Sprache voraus.

Die angeführten Stellen beweisen, daß er ein gefühlvolles Herz besaß und daß er von dem Verlangen nach vollkommner Tugend durchdrungen war. Für Personen von diesem Charakter hatte das Mönchsleben in jenen Zeiten seine großen Reitze. Das Mönchsleben, so wie es ursprünglich hatte seyn sollen, war für warme, etwas schwärmerische Tugendfreunde, eben das was der Soicismus unter den Griechen und Römern. Denn der Geist des Mönchslebens war ursprünglich — strenge Enthaltsamkeit, Streben nach vollkommner Beherrschung seiner selbst, und Verachtung alles dessen, was der Wahn der Menschen für groß und glücklich hält. Der Soicismus war nichts anders.

Lambert klagt an einigen Stellen, daß die Mönche seiner Zeit ausgeartet wären. „Gott," sagt er an einer Stelle, *) „hat „nicht unverdienterweise Verachtung über „unsre Mönche ausgegossen; sie trachten „nach Geld und Gütern, statt sich göttlicher „Wissenschaften zu befleißigen."

Folgende Auszüge werden noch einige Stellen enthalten, aus welchen seine Mißbilligung der damaligen Denkungsart der Mönche, so wie der Geistlichen überhaupt, und ihres Wandels hervorleuchtet.

Nach seiner Rückkunft von seiner Pilgerreise fing er sein Werk zu schreiben an, das er Chronik der Geschichte der Deutschen betitelt haben mag. Er fängt, wie so viel Geschichtschreiber der mittlern Zeiten, mit der Schöpfung an. Bis zum Jahr 1050 ungefähr ist er sehr kurz, und hat fast nur den Beda und andre ausgezogen, allein vom genannten Jahre an ist er so ausführlich, wie man wünschen kann, und oft ein wahrer, lebhafter Maler der Begebenheiten.

Schade ist es, daß er mitten in dem großen Trauerspiele abbrach, welches die Unbesonnenheiten Heinrichs des IV. die Eifer-

*) Unter dem Jahr 1071.

fersucht und die Ehrbegierde der deutschen Großen, und der hohe Geist Hildebrands veranlaßt hatten. Lambert hörte mit dem Jahr 1077 zu schreiben auf. „Gleich ei„nem trägen Dichter, sagt er am Schluß, „ermatten wir unter der Arbeit, und erlie„gen unter der Last des zu großen Vorraths. „Das Werk ist auch, dem Ansehn nach, lang „genug gerathen. Hier wollen wir also „schließen, damit, wenn künftig jemand den „weitern Verlauf dieser Begebenheiten be„schreiben will, ihm die Wahl König Ru„dolfs zu einer schicklichen Einleitung dienen „kann." Allein unter allen, die nach ihm deutsche Geschichte beschreiben wollten im Mittelalter, hatte keiner seine Manier noch Sprache, keiner seinen Geist.

Hirschfeld, oder, wie es nach Büschings Bemerkung richtiger heißt, Hersfeld, war der Zeit eines der angesehnsten Klöster in Deutschland. Der Abt wurde zu allen Reichsversammlungen mitberufen. Lambert kann also und wird wahrscheinlich, da er ein Mann von Kenntnissen und Fähigkeiten war, den Abt oft dahin begleitet haben; denn die Aebte hatten, wie die Bischöfe und Fürsten, auf ihren Reisen immer ein großes

Gefolge bey sich. Die Könige und die Grossen pflegten damals die hohen Feste in einem oder andern berühmten Kloster zuzubringen. Heinrich war zu Hirschfeld 1066, und wie er sich durch die Flucht von der Hartesburg kümmerlich rettete, 1078, und wieder im folgenden Jahre. Zu Hirschfeld hielt die Königin 1074 ihre Wochen, nachdem sie der König in den unruhigen Zeiten Sicherheit halber dorthin hatte bringen lassen. Lambert hatte also gute Gelegenheit die Hauptpersonen seiner Geschichte kennen zu lernen. Er ist nicht bloß Zeitgenosse, er ist zum Theil Augenzeuge der Begebenheiten gewesen, die er beschrieben hat.

Seine hohen Begriffe von der Heiligkeit und Würde des Klosterlebens hatten den Einfluß auf seine Erzählung, daß er alles, was jene Heiligkeit und Würde verletzte, geradezu Verbrechen nennt, und daß er derer, die ihm von dieser Heiligkeit und Würde am meisten in ihrem Wandel zu zeigen schienen, mit Verehrung erwehnt; vorzüglich Hildebrands. Dies ist, wenn man will Partheylichkeit, aber eine solche, von der kein Mensch, auch kein Geschichtschreiber, der Grundsätze hat und befolgt, sich losreissen kann oder darf. Von aller andern Art

von Partheylichkeit wird man schwerlich Spuren bey unserm Lambert finden.

Abergläubig war er. Er glaubte fest an Vorbedeutungen. Merkwürdig aber ist vielleicht, daß er von den Wundern, die zu seiner Zeit durch Reliquien der Heiligen geschahen, nicht immer so positiv spricht, als von Vorbedeutungen und Zeichen, sondern oft die mildernde Ausdrücke, „man sagt, so „wird erzählt," hinzufügt.

Philip Melanchthon soll zuerst eine Handschrift von diesen Lambertischen Jahrbüchern in einem Würtembergischen Kloster gefunden haben und auf ihre Bekanntmachung durch den Druck bedacht gewesen seyn. Der Name des Verfassers war in der Handschrift nicht genannt. Die beyden ersten Ausgaben, Tübingen 1525 und 1530, wurden veranstaltet, ohne daß man noch wußte, wem Deutschland eine so schöne Frucht aus einem Zeitalter, das dergleichen so wenig erwarten ließ, zu danken hatte. Endlich die dritte Ausgabe, Tübingen 1533 kündigte auf dem Titelblatt an, daß man den bisher verborgen gewesnen Autor in Lambert von Aschaffenburg gefunden hätte. Die Geschwindigkeit, womit diese drey Auf-

lagen auf einander folgten, beweisen, wie stark damals überhaupt die Begierde zum Lesen in Deutschland war, und insbesondre, wie sehr Lambert gefallen hatte.

Der erste Herausgeber setzte statt eines Titels folgende kurze Anrede auf das Titelblatt: „Freund deutschen Ruhmes, „Nacheiferer unsrer Vorfahren, wer du „auch seyn magst, laß dieß Buch deinen „Lehrer und Führer seyn." *)

Ich muß gestehn, nach meinem Urtheile macht das Buch, als historisches Werk von Seiten der Erzählungsart genommen, dem deutschen Verfasser Ehre; hingegen der Inhalt, die darin erzählten Thaten gereichen der Nation und ihren damaligen Großen nichts weniger, als zum Ruhm. Ich weiß keinen einzigen Charakter darin, den man zur Nachahmung anpreisen könnte; es wäre dann der liebenswürdige, schöne Bischof oder Magnus von Sachsen, von deren Thaten zu wenig vorkömmt. Vielmehr enthält diese Geschichte viel Exempel von Charakteren und Handlungen, die man unsern Großen zur Warnung aufstellen könnte.

*) Quis quis es gloriae germanicae et majorum studiosus hoc utere ceu magistro libello.

Der Bischöfe Rangstreit.

ad. a. 1063. Die Weihnachtstage brachte der König zu Goslar zu. Als am ersten Festtage des Abends die Stühle für die Bischöfe zurecht gesetzt wurden, entstand ein heftiger Streit zwischen den Kammerleuten des Bischofs von Hildesheim Hezilo und des Abts von Fulda Widerad. Von Worten kam es zu Fäusten, und sie würden die Klingen gezückt haben, wenn nicht Otto, Herzog von Baiern, der sich des Abtes annahm, mit seiner Autorität sich dazwischen gelegt hätte. Die Veranlassung war diese. Schon von langen Zeiten her saß der Abt von Fulda, so oft die Bischöfe zusammenkamen, zunächst unter dem Erzbischof von Mainz. Der Bischof von Hildesheim prätendirte jetzt, in seiner Diöcese müsse ihm außer dem Erzbischof niemand vorgehen; dazu hatte er viel Spiritus, weil er viel reicher war, als seine Vorgänger im Bisthum, und bey der damaligen Jugend des Königs konnte jeder thun, was ihm gut däuchte.

Am ersten Pfingstabend ebenfalls zu Goslar, als die Bischöfe sich, wie gewöhn=

lich, in der Kirche versammelten, wurde dieser Streit, aber nicht zufällig, wie das erstemal, sondern überlegterweise erneuert. Der Bischof von Hildesheim, der das erstemal keine Ehre davon gehabt hatte, war mit dem Grafen Eckbert einverstanden, der sich mit einigen leichtbewaffneten Kriegsleuten hinter dem Altar verborgen hielt. Auf den Lerm der Kammerleute springen die hervor, fallen über die Fuldenser mit Fäusten und Prügeln her, und treiben sie ohne Mühe, weil sie über die plötzliche Erscheinung in Schrecken gerathen, zur Sacristey heraus. Allein nun schrien sie um Hülfe, und andre Fuldenser eilen nun herbey, stürzen in die Kirche hinein, und gehen ihren Gegnern mit Schwertern zu Leibe. Es erfolgt ein greuelvolles Gefecht; statt der Psalmen und geistlichen Gesänge ertönt das laute Rufen der kämpfenden und das Geheul der Sterbenden. Am Altar Gottes werden die traurigen Schlachtopfer hingerichtet, und Ströme Bluts fließen an verschiedenen Stellen in der Kirche. Der Bischof von Hildesheim ruft von einem erhabnen Orte, wohin er sich gestellt, den seinigen, wie ein Kriegsbefehlshaber zu, sich brav

zu halten, und giebt ihnen sein Wort, daß sie es unbeschadet der Religion und ihres Seelenheils thun können. Auf beyden Seiten giebts eine Menge Verwundeter und Getödteter. Vergebens schreit der junge König, beschwört sie, einzuhalten; der wilde Haufen hat keine Ohren für die Stimme der Majestät. Der König muß endlich, auf Zureden der Seinigen, sich selbst zu retten suchen; kaum kann man ihn durch das Gedränge in seinen Pallast bringen. Die Hildesheimer, die sich zum Gefecht gerüstet hatten, siegen endlich; die Fuldenser, die unbewaffnet und plötzlich überfallen waren, wurden zur Kirche herausgetrieben. Gleich verriegeln jene die Thüren. Allein diese holen Waffen, besetzen den Kirchhof und schicken sich an, ihre Feinde, wenn sie sich aus der Kirche wegbegeben wollen, anzugreifen. Durch die Nacht wird der Streit gehemmt. Am folgenden Tage wird die Sache aufs schärfste untersucht. Allein Graf Eckbert weiß leicht Mittel zu finden, nicht in den Gesetzen; sondern in seiner Gunst beym Könige, dessen Vetter er war, die wahren Urheber des Verbrechens zu rechtfertigen. Die ganze Schuld wird

auf den Abt geworfen. Der soll Hauptanstifter und Anführer gewesen seyn, der Bischof hingegen, der, wie man wohl sieht, schöne apostolische Gesinnungen und die Gelassenheit eines Mose hatte, drang, als beleidigter Theil, auf Genugthuung und weit heftiger, wie der König, der doch gewiß auch beleidiget war. Der Bischof wütete nun eben so sehr mit seinen geistlichen Waffen, als Tages vorher mit dem Schwerte; er schonte weder der Seelen der im Streit Erschlagenen noch der Uebriggebliebnen, alle belegte er mit dem Banne.

Dem Abt gereichte auch sein Mönchsstand zu großem Nachtheil, der den Weltleuten so verhaßt ist, und den ihre gegen alle Ordensleute von Alters her eingewurzelte Bosheit bey jeder Gelegenheit anzuschwärzen und zu unterdrücken sucht. Solchergestalt von allen angefochten, von keinem geschützt, würde er, nach so viel schimpflichen Leiden, endlich auch noch seiner Würde entsetzt worden seyn, wenn er nicht den Schutz, den ihm Gesetze und Unschuld hätten verschaffen sollen, in seinem Gelde gefunden hätte. Auf Kosten des Klosters zu Fulda, über dessen Besitzungen es bey der Gelegenheit herging, kaufte er sich und die seinigen, gewiß für

nicht geringe Summen los. Wie viel der König, wie viel die Cabinetsräthe, wie viel der Bischof bekommen, ist nicht zuverlässig bekannt. Denn das war dabey ausgemacht, daß es sollte verschwiegen bleiben. So viel aber liegt klar am Tage: das Kloster, das bis dahin in den blühendsten Umständen war, und vor allen Stiftungen in ganz Deutschland hervorstach, hat bey dieser Gelegenheit so gelitten, daß man da kaum noch Spuren des ehmaligen Glanzes antrift.

Die rebellischen Mönche.

Nach erfolgter Freysprechung begiebt sich der Abt, bekümmert und über so viel Unglück fast zu niedergeschlagen, nach dem Kloster zurück. Und siehe, ein fast noch traurigeres Schicksal erwartet ihn da. Indem er dem Schwert entkömmt, wie der Prophet sagt, geht er dem Pfeil entgegen. Von Anfang an hatten die Klosterbrüder sich an seinem ernsten, strengen und gar zu unpopulären Wesen gestoßen. Dazu kam, daß er die Klostergüter unverantwortlich Kriegsleuten hingab, und den Brüdern ihre Deputate, die ihnen von den vorigen Aebten ziemlich liberal bestimmt waren, abkürzte, welches den Haß und Widerwillen gegen

ihn nicht wenig vermehrte. Täglich murrten sie unter sich darüber, und das Kloster wurde dadurch innerlich zerrüttet. Indessen ertrugen sies, nicht aus Gelassenheit, sondern weil sie fürchteten, ihre Klagen würden doch vergeblich seyn, so lange er bey dem Könige und den Großen gut angeschrieben war. Jetzt aber, da der Goslarsche Vorfall in Fulda bekannt wurde, ärgerte sie nicht allein dieser ihnen zum Schimpf und Verlust ausgeschlagene Auftritt, sondern nun erinnerten sie sich aller vom Abt erlittenen Beschwerden so lebhaft, daß sie sich darüber erhitzten, und einer dem andern versicherte, dies sey die rechte Gelegenheit, die Gott selbst ihnen geschickt habe; die müßten sie nicht verstreichen lassen; nun käme es bloß auf sie selbst an, sich den gottlosen Menschen vom Halse zu schaffen, der nicht wie ein Vater, sondern ärger wie ein Feind, mit dem Kloster gewirthschaftet, und seinen vormals bis zum Himmel gestiegnen Namen jetzt dem Spott und der Verachtung der ganzen Welt ausgesetzt hätte. So fing der Aufruhr schon an Flammen zu schlagen, und der unvorsichtige Abt gießt neues Oel hinzu. Sein Fähnrich, Reginbod, der im Goslarschen Tumulte mit erschlagen war, hatte den

Brüdern zum Andenken seiner Seele, ein sehr kostbares Pferd vermacht, der Abt, ohne ihnen was davon zu sagen, schenkt es gleich weg, an einen Weltmann. Hierüber unbändig aufgebracht, fodern sie mit dem ungestümsten Geschrey das Pferd zurück; solche Tyranney wollten sie nicht länger tragen; sie hätten lange genug, wie Knechte gelitten: er sollte ihnen alles wiederschaffen, was ihnen von andern vermacht, von ihm aber unrechtmäßig entzogen sey; wenn er nicht gleich Anstalten dazu machte, würden sie es nicht mehr bey stillen Klagen bewenden lassen, sondern bey Gott und Menschen in öffentlichen Gerichten Hülfe wider seine Gewaltthätigkeit suchen. Der Abt, der unter so viel Widerwärtigkeiten erliegt, weiß anfangs nichts zu antworten; dann bricht er in Thränen und flehende Bitte aus, sie möchten ihn doch um Gotteswillen nicht aufs neue so kränken; sie möchten doch bedenken, daß man das zerstoßne Rohr nicht vollends zerbrechen, und das glimmende Tocht nicht ganz auslöschen müsse; sie möchten ihm einen guten Namen erhalten, sie möchten seinen Jammer bedenken, der so groß sey, daß er selbst seinen

Feinden Thränen auspressen könne; wenn der Engel des Herrn der ihn jetzt züchtige, ihm nur etwas Ruhe wieder gönnen, wenn Gott ihm das Leben nur noch fristen wollte, so sey sein Vorsatz, sobald er sich nur ein wenig erholt, alles wieder herbeyzuschaffen und doppelt so viel. Durch diese Vorstellungen ließen sich die ältern und gescheitern beruhigen; die jüngern aber, wie die jugendliche Lebhaftigkeit es mit sich zu bringen pflegt, wollten von keiner Geduld, von keiner Nachsicht hören; ihre Leichtgläubigkeit hätte sich lange genug durch Worte bethören lassen; sie hätten zu oft erfahren, was es mit seinem Versprechen zu bedeuten hätte. Und so liegen sie ihm täglich mit ihren ungestümen Foderungen in den Ohren, mit hinzugefügter Drohung, wenn er nicht bald mache, ihn öffentlich zu verklagen. Indessen hatte der Abt alles erschöpft, was das Kloster vermochte, und hatte doch nicht alle, die er bey dem Goslarschen Auftritte gegen sich aufgebracht, befriedigen können; denn der Geiz der Mächtigen ist unersättlich, wenn sie Unterdrückten ihren Schutz verkaufen. Er wird also wieder nach Hofe gefodert. Vor seiner Abreise trägt

er seinen Vertrauten auf, alles zu versuchen, Schmeicheleyen und Drohungen, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen. Umsonst. Nach seiner Abreise zeigen die Aufwigler der Brüderversammlung an, daß sie fest entschlossen sind, den König, wo er auch seyn möge *) aufzusuchen, und den Schutz wider das rasende Verfahren des Abts anzuflehen; sie verlangen, alle, die sich wohl genug dazu befänden, sollten mit ihnen gehen, die übrigen, die Alters oder Schwachheit halber nicht können, sollen ihrem Vorhaben schriftlich beytreten. Den Alten kömmt über diesen Antrag Schaudern an; sie fallen zur Erde, und bitten um Gotteswillen, sie möchten doch sich selbst und das arme so tiefgesunkne Fulda nicht völlig ins Unglück stürzen. Die Halsstarrigen oder vielmehr die Wahn-

*) Die Könige hatten noch keine beständige Residenzen, sondern nahmen gewöhnlich mit jedem großen Feste, ihren Aufenthalt an einem andern Orte. Da es in jenen Zeiten noch keine Europäische Fama, noch keinen Mercurius gab, der auch die geringsten Handlungen der Großen, ihre Reisen und Spatzierfahrten der ganzen Welt verkündigt hätte; da bey weitem kein so lebhaftes Verkehr unter den Menschen war, wie heut zu Tage; so war es nichts seltsames, daß man in manchen Gegenden, selbst in Klöstern und auf Schlössern, nicht wußte, wohin der Hof verlegt war.

sinnigen, denn in der That hatte sich Raserey ihrer bemächtigt, lassen sichs nicht ausreden, sprechen einander Muth zu, eilen mit vielen Lärmen aus der Versammlung, machen Anstalten, und nachdem sie das Complot zu Stande gebracht, erbrechen sie, sechzehn an der Zahl, die verschloßnen Thüren des Klosters, und machen sich mit vorangetragenem Kreuze und mit Singen auf den Weg. Von weitem gehen ihnen die gescheutern Alten nach mit einer Betrübniß und mit einem Wehklagen, als ob sie ihnen zum Grabe folgten. Indessen, damit ein so unerhörter Auftritt beym Könige, wenn er so plötzlich davon überrascht würde, keinen nachtheiligen Eindruck mache, senden die Rebellen einen von ihnen zu Pferde ab, dem Monarchen eine schriftliche Nachricht von dem ganzen Vorgange, und die Ursachen, warum sie sich zu diesem äußersten Schritte genöthigt sähen, so geschwind wie möglich zu überbringen. Dieser Brief erfüllt alles bey Hofe mit einem gewissen Grauen; daß solche Leute, Mitglieder einer Gesellschaft, die in der Absicht errichtet ist, einander in apostolischen Gesinnungen zu bevestigen, so rachgierig seyen; daß sie mit

ihrem Vorsteher, mit ihrem Vater bey seinem Unglück, das selbst seine Feinde zu Thränen bewegt, so gar wenig Mitleiden haben können, scheint allen unbegreiflich. Es wird also einmüthig beschloßen, eine so außerordentliche That exemplarisch zu bestrafen. Auf Rath des Erzbischofs zu Kölln und Herzogs Otto von Baiern, läßt der König den Ueberbringer des Briefes nebst drey andern Rädelsführern in verschiedne Klöster in Gewahrsam bringen. Den übrigen Haufen wieder zu Ordnung zu bringen, wird, da er sich weder an ein sanftes Zureden noch an Klosterzucht kehren gewollt, dem Abt erlaubt, militärische Gewalt zu brauchen. Er läßt sie also durch einige ihnen entgegen gesandte Kriegsleute ohne Widerstand nach Fulda zurückbringen, und da außerhalb dem Kloster bis zu seiner Rückkunft bewahren. Er selbst reist ebenfalls unverzüglich dahin ab. Hier geht er mit den Brüdern und den vornehmsten Kriegsleuten von Fulda zu Rath, ob sie nach weltlichen oder Klosterrechten zu bestrafen. Nach langer Ueberlegung behält die Meynung die Oberhand, daß Leute, die sich von dem Bande, womit die Klosterregel sie gebunden, los-

gemacht, die die Ehrfurcht gegen ihren Abt vergessen, die verwegnerweise die Klosterthüren erbrochen hätten und noch nicht wieder ins Kloster aufgenommen wären, nach weltlichem Rechte gerichtet werden müßten. Also ließ der Abt zwey von ihnen, einen Priester und einen Diaconus, öffentlich mit Ruthen peitschen, und sie dann, nachdem ihnen die Krone abgeschoren war, aus dem Orden stoßen. Die übrigen ließ er, nachdem sie mit Schlägen übel zugerichtet worden, nach verschiedenen Klöstern in der Nachbarschaft bringen. Die Strafe wurde aber an ihnen, nicht nach Maßgabe ihrer Schuld, sondern je nachdem sie vornehmer oder geringer von Abkunft waren, mit mehr oder weniger Strenge vollzogen. Ob der Abt nicht dabey, vom Affecte fortgerissen, zu weit gegangen sey, unb aus Rachsucht das Maaß überschritten habe, mag er verantworten. So viel ist gewiß, den Fleck, den Fulda dadurch bekam, wird vielleicht die Zukunft in vielen Jahren noch nicht abwaschen und ganz vertilgen können.

Die

Die Verderber junger königlicher Herzen.

Die Erziehung des jungen Königs und die Regierungsgeschäfte wurden von den Bischöfen besorgt, unter denen die Erzbischöfe von Mainz und Köln am meisten Ansehn hatten. Da diese den Erzbischof von Bremen, Adelbert, wegen seiner hohen Abkunft, wegen seines Alters, und wegen seiner Würde zum Gehülfen nahmen, so gewann dieser durch sein unterhaltendes Gespräch, durch seine Gefälligkeit und auch durch Schmeichlerkünste das Herz des jungen Königs dergestalt, daß er, mit Hintansetzung aller übrigen Bischöfe alle Zuneigung des Königs und dadurch auch alle Geschäfte an sich zog. Die zweyte Rolle spielte unter ihm der Graf Werner, ein junger Mensch von frechem Naturell. Diese beyden regierten statt des Königs; diese verkauften Bisthümer und Abteyen und jedes geistliche und weltliche Amt; niemand, so groß auch sein Verdienst, so würdig sein Charakter seyn mochte, konnte zu irgend einer Stelle gelangen, wenn er diese beyde nicht mit großen Summen für sich eingenommen hatte. Da-

bey rissen sie die Klostergüter öffentlich an sich und behaupteten, ein Abt wäre eben so anzusehn, hinge eben so von der Willkühr des Königs ab, wie andre Verwalter königlicher Güter und Ländereyen. Anfangs brauchten sie noch einige Behutsamkeit, endlich aber theilten sie die Klostergüter ohne alle Scheu unter sich, indem sie den jungen Monarchen leicht zu bewegen wußten, zu allen ihren Vorschlägen ja zu sagen. So nahm der Erzbischof von Bremen die beyden Abteyen von Lorsch und Corvey zur Belohnung, wie es hieß, seiner Treue und Ergebenheit gegen den König hin. Um aber den Neid der übrigen Großen nicht zu erregen, überredete er den König den Erzbischof von Köln auch mit zwey Abteyen, den von Mainz mit einer, den Herzog Otto von Baiern und Herzog Rudolf von Schwaben jeden ebenfalls mit einer zu beschenken — Herzog Otto aber, wie von einem göttlichen Geiste ergriffen, widersetzte sich doch endlich und erhielt mit vieler Mühe nur so viel, daß Corvey unverletzt unter seinem Abte blieb.

Der Mönchsverspötter im eilften Jahrhunderte.

An. 1064. Graf Werner erhält durch seine Bitte einen Weiler (villam) vom Könige, der zum Kloster Fulda gehörte. Die Klosterbrüder stellen Fasten und Gebete an, daß Gott das Herz des Königs lenken möge, diese, ohne Vorwissen des Abts, gethane Schenkung zu widerrufen. Werner, der eine beissende, nicht liebliche Art zu scherzen hatte, machte sich darauf groß damit bey dem Könige, daß Er der Mann wäre, der sich darauf verstünde, die zur Erfüllung ihrer Pflichten so träggewordnen Mönche wieder zur Beobachtung der Fasten zu bringen, und ihre kalten Seelen zum Beten wieder anzufeuern.

Der heldenmüthige, schöne und liebenswürdige Bischof.

1065. Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht hatten schon 1064 eine Pilgerreise nach Jerusalem angetreten. Sie reisten mit mehr Pracht, als unter so entfernten, bar-

barischen Völkern sehen zu lassen rathsam war. Sie hatten ohngefähr noch eine oder zwey Tagereisen bis zu der Stadt Ramlah als sie von Arabern überfallen wurden. Die meisten von ihnen glaubten, da sie Gott ihr Leben auf dieser Wallfahrt gewidmet hätten, so wäre es ihnen nicht erlaubt, mit weltlichen Waffen Gegenwehr zu thun. Ohne Widerstand also wurden diese zum Theil niedergemacht, zum Theil schwer verwundet und alle beraubt. Nicht das Hemd, nicht einen Stiefelriemen ließ man ihnen. Unter ihnen war Bischof Wilhelm von Utrecht, der nackt und halb todt liegen blieb. Die übrigen Pilger verhielten sich nicht so leidentlich. In der Gegend waren eben viel Steine, damit warfen sie unter die Räuber, die sie dadurch wohl auf eine Zeitlang abhalten, aber nicht ganz zurücktreiben konnten. Ihr Tod schien also dadurch nur aufgeschoben zu werden; ihn ganz abzuwenden schien unmöglich. Indessen zogen sie sich allmälig nach einem nicht sehr fernen Dorfe hin, das sie für Kapernaum hielten. Hier nehmen sie ihre Zuflucht zu einem Hause, dessen Hof zwar mit einer Mauer, aber mit einer so baufälligen umgeben war, daß sie Alters halber einzustürzen drohte. Das Haus hingegen schien einigers

maßen zur Vertheidung gemacht; oben war ein Saal, den der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Bamberg mit den ihrigen zu ihrem Posten wählen; unten stellen sich die andern Geistlichen. Die Weltlichen übernehmen die Mauer zu vertheidigen und halten Anfangs den Feind noch so ziemlich ab. Ja sie sind gar so dreist, nachdem die Barbaren eine Menge Pfeile verschossen, einen Ausfall zu thun, mit solchem Ungestüm, daß die Araber weichen müssen. Diese verzweifeln daher, mit Gewalt etwas auszurichten und beschließen sie auszuhungern, und durch unaufhörliche, obgleich nicht ernstlich gemeinte Angriffe, abzumatten, welches auch bey der ungeheuern Ueberlegenheit, die die Araber der Zahl nach über die Christen hatten, leicht thunlich war. Nachdem die Christen also vom Grünendonnerstag Abend bis zum Ostermorgen keinen Augenblick Ruhe gehabt und dabey nichts weder Nasses noch Trocknes genossen, so ruft endlich ein Priester unter ihnen, es sey unrecht, daß sie auf ihre Waffen und nicht auf Gott trauten; Gott habe die Gefahr über sie kommen lassen; Gott müsse sie auch retten; sie sollten sich dem Feinde ergeben, dessen Herz Gott leicht zum Mitleiden bewegen könnte; auch

wäre es den Barbaren ja nicht um ihr Leben, sondern um die Beute zu thun; wenn wir ihnen die nur hingeben, sagte er, vielleicht lassen sie uns denn ungekränkt und ungehindert reisen. Alle geben diesem Vorschlage Beyfall; statt zu fechten, beten sie nun und lassen den Arabern ihren Entschluß sich zu ergeben durch einen der Sprache Kundigen bekannt machen. Darauf fliegt gleich der Anführer der Araber mit galoppirendem Pferde herbey und macht die nöthigen Verfügungen, den großen Haufen abzuhalten, daß er nicht der Beute wegen hineindringe. Die Eingänge läßt er durch seinen Sohn bewachen, und geht selbst mit siebzehn der vornehmsten hinein. Er steigt den Saal hinauf, und hier thut ihm der Bischof von Bamberg, der zwar jünger war, wie der Erzbischof von Mainz, aber wegen seiner außerordentlich schönen und Ehrfurcht einflößenden Bildung gleich aller Aufmerksamkeit auf sich zog, die Bitte, sie, nachdem sie alles bis aufs geringste hergegeben, nackt und bloß abziehen zu lassen. Jener antwortete: da sie sich drey Tage so hartnäckig gewehrt und ihm einen beträchtlichen Verlust verursacht hätten, so

so käme es ihm zu, Bedingungen zu machen, nicht ihnen, und da sey er willens, nicht bloß alles zu haben, was sie an Sachen bey sich führten, auch ihr Fleisch wolle er essen und ihr Blut trinken *). Indem er das sagt, nimmt er seinen leinenen Turban vom Kopf, dreht ihn zu einer Schlinge, die er dem Bischofe um den Hals wirft. Der Bischof, ein junger, lebhafter und seine Würde sehr fühlender Mann, wallt über diese Begegnung auf, und streckt ihn durch einen einzigen Schlag mit geballter Hand ins Gesicht auf den Boden hin mit der lauten Versicherung, so ein Heide sollte seine unreine Hände nicht ungestraft an einen christlichen Priester legen. Sogleich eilen alle die übrigen Geistlichen und Weltlichen herbey und binden sowohl diesem Anführer als seinen Gefehrten die Hände auf den Rücken so fest, daß einigen das Blut unter den Nägeln hervorbricht. Dieß geschah oben auf dem Saal; so bald man unten den Vorgang vernimmt, machts man mit den dortigen Arabern eben so, und nun, nachdem sie Gott angerufen, greifen die Welt-

*) Schwerlich war dies von dem Araber so ernstlich gemeint.

lichen wieder zu den Waffen, besetzen die Mauer wieder, jagen die Wache an den Eingängen fort mit einem Muth, mit einer Munterkeit, als ob sie in den drey Tagen der besten Pflege genossen hätten. Die Araber können sich eine so plötzliche Veränderung nicht anders erklären, als daß sie argwöhnen, ihre Anführer wären ermordet; mit verdoppelter Wuth also greifen sie nun von allen Seiten an. Die Christen aber stellen ihre Gefangnen gebunden an die Plätze, wo der Angriff am lebhaftesten, und stellen einige mit bloßen Schwerdtern dabey. Den Arabern lassen sie durch einen Sprachkundigen zurufen, dafern sie nicht einhielten, würde es ihren Anführern die Köpfe kosten. Diese schreien nun selbst den ihrigen zu; der Sohn des Hauptanführers, der, wie oben gesagt, bey den Eingängen die Wache bekommen hatte, galoppirt allenthalben herum, die wütenden Haufen abzuhalten, weil jeder Pfeil, sagt er ihnen, den sie abschössen, nicht Feinde, sondern das Herz ihrer eignen Freunde treffen würde. So erfolgt etwas Ruhe, und siehe, da kömmt glücklicherweise ein Trostesbote an die geängstigten Christen. Ihre Reisegefehrten, von denen sie sich drey Tage vorher getrennt hatten, waren von

dem Orte des ersten Ueberfalls nackt und verwundet nach Ramlah gekommen. Diese hatten den Boten abgeschickt mit der Nachricht, daß der Befehlshaber besagter Stadt, zwar ein Heide, aber, wie sie dafür hielten, durch göttlichen Antrieb mit vielen Truppen zu ihrer Rettung auf dem Wege seyn. Auch die Araber bekommen bald diese Nachricht; denn sie verlieren sich plötzlich. Indem die Christen über alles dieß in lebhafter Bewegung sind, hin und her laufen, um dieß und das zu besorgen, entkömmt einer ihrer Gefangnen durch Hülfe eines gewissen Saracenen, der ihr Wegweiser gewesen war. Kaum konnten sie ihren Unwillen über diese Flucht mäßigen, daß sie es den Saracenen nicht durch seinen eignen Tod oder durch harte Behandlung entgelten ließen. Nicht lange darauf erschien der angekündigte Befehlshaber selbst mit seinen Truppen; die Christen ließen ihn freundlich auf den von ihnen besetzten Hof, unerachtet sie zwischen Furcht und Hofnung schwebten, ob sie nicht vielleicht einen neuen Feind an ihm bekämen *). Er ließ sich erst die gebundenen Araber vor-

*) Lambert fügt noch hinzu, ob nicht vielleicht ein Satan den andern vertrieben hätte. Der widrige Eindruck, den dieser Zug heut zu Tage

führen, und nachdem er sie betrachtet, und sich den ganzen Verlauf hatte erzählen lassen, brach er in die größten Danksagungen gegen die Christen aus, daß sie sich so treflich gehalten, und diese Leute gefangen hätten; denn sie wären die abgesagtesten Feinde seines Landes; die Provinzen des Chalifen **) hätten schon seit langen Jahren durch ihre beständige Streifereyen viel gelitten, und viel Truppen, die man gegen sie ausgesandt, wären von ihnen aufgerieben. Darauf nahm er sie in Empfang, um sie lebendig nach Bagdad zu senden, und nachdem die Christen ihm das Geld, worüber sie eins geworden, ausgezahlt, führte er sie nach Ramlah, von wo er ihnen eine Bedeckung zu ihrer Sicherheit nach Jerusalem mitgab. Seitdem war ihre Reise sowohl als Rückreise vollkommen glücklich; nur den Bischof Günther von Bamberg traf leider das Loos,

auf jeden Leser machen muß, hat mich bewogen, ihn wegzulassen. Aber man denke dieses Zuges wegen nichts Böses von dem Herzen des guten Lamberts. Darin bestand eben das größte Verderben der in ihrer ursprünglichen Lauterkeit menschlichsten aller Religionen, daß sie die unmenschlichsten Gesinnungen, selbst den sanftesten Seelen unvermerkt einflößte.

**) Lambert nennt ihn den König von Babylonien.

in Ungarn am 21sten Julius in ganz jungen Jahren, bey den herrlichsten Aussichten eines großen Glückes in dieser Welt, zu sterben; ein junger Mann von den edelsten Sitten, von großen Geistesgaben und insbesondre auch von außerordentlichen körperlichen Vorzügen. In einer der größten Familie geboren, besaß er bey einem der reichsten Bisthümer viel eigene sehr einträgliche Güter, schnellen Verstand, Beredsamkeit, göttliche und weltliche Gelehrsamkeit, und bey allen diesen in seinem Wuchs, in seiner Gesichtsbildung, in seiner ganzen Gestalt eine solche vor allen Sterblichen ihn so sehr auszeichnende Schönheit, daß auf seiner Jerusalemsreise die Leute vom Lande und aus den Städten in Schaaren ausdrücklich seinetwegen herbey eilten; und höchst glücklich ging wieder weg, wems gelungen war, ihn zu sehn. Daher wenn sie in einer Herberge angelangt waren, und die Menschen sich gar zu unbändig zudrängten, mußte er oft, den andern Bischöfen zu gefallen, hinausgehn, und den Pöbel dadurch, daß er sich ihnen zur Schau stellte, abhalten, den übrigen lästig zu fallen. So großen irdischen Vorzügen gab sein unschuldvolles Leben, seine Bescheidenheit und Sittsamkeit einen noch herr-

lichern Glanz, einen noch unendlich größern Werth. Bewundert von jedermann, achtete er sich selbst gering vor Gott, war gesprächig und gefällig gegen alle, auch gegen die vom niedrigsten Stande; seine Dienstleute vergaßen oft die Ehrfurcht, die sie ihm schuldig waren, ohne daß ers geahndet hätte. Er wurde mit vielem Pomp nach seiner Vaterstadt gebracht, und in der Kirche zu Bamberg unter vielem Wehklagen aller, die ihn gekannt hatten, begraben.

Der Contrast mit obigem Gemählde.

In eben dem Jahr starb Arnolf, Bischof zu Worms. Sein Nachfolger in der Würde war Adelherr, ein Mönch von St. Gallen, ein Bruder Herzog Rudolfs. Er war an einem Fuße ganz lahm, und überhaupt ein sehenswerthes Subject. Sehr stark war er, aber fast ein zu starker Esser, und so ungeheuer dick, daß er mehr einen gewissen eckelhaften Schauder als Bewunderung erregte. Der hundertarmige Riese, oder sonst irgend ein Monstrum der Alten, wenn sichs wieder auf Erden hätte sehen lassen, würde vom staunenden Pöbel nicht so angegaft seyn, wie dieser dicke Bischof.

Bekehrung auf dem Todbette. Selbst am Hofe braucht man damals die Fäuste statt der heutigen Intriguen.

1066. Der Erzbischof von Mainz, der von Köln, und die übrigen, die es nicht länger dulden wollten, daß der von Bremen allein regierte, halten unter sich Zusammenkünfte, und nachdem sie alles verabredet, berufen sie alle Großen des Reichs zu einer allgemeinen Versammlung nach Tribur, um dem Könige anzudeuten, daß er entweder die Regierung niederlegen, oder dem Erzbischof von Bremen seine Vertraulichkeit und Freundschaft entziehen müsse. Der König auf erhaltne sonderbare Anzeige hievon macht sich von Goslar auf, der Versammlung beyzuwohnen. Graf Werner mit ihm. Unterwegens zu Ingelheim, das zum Theil unter unser Kloster gehört, und wo sie des Nachts bleiben wollen, entsteht zwischen den Kriegsleuten und den Einwohnern des Orts, weil diese sich den Plünderungen der ersten widersetzen, ein heftiges Gefecht. Graf Werner, der den seinigen zu Hülfe kommen will, wird von einem elenden leibeignen Kerl, oder wie andre sagen, von einem Tänzer-

weibe mit einer Keule so auf den Kopf getroffen, daß man ihn halbtodt zum Könige zurückbringt. Die anwesenden Bischöfe halten ihm nun die Gefahr seiner Seele in der letzten Stunde vor, und daß er sich des Weilers zu Kirchberg, der dem Kloster zu Hirschfeld gehöre, unrechtmäßig bemächtigt habe; er solle ihn nun zurückgeben; sein Tod sey eine Folge von dem Gebete der Mönche wider ihn. Alles das rührt ihn nicht, bis die Geistlichen einmüthig drohn, sie würden ihm das Sacrament nicht reichen, so lange er eine so große Sünde nicht wieder gut machte. Diese Drohung vermochte endlich mehr bey ihm, als die Religion; bald darauf starb er.

Am bestimmten Tage erscheinen vor dem Könige lauter finstre Gesichter, und mit dürren Worten wird ihm erklärt, er müsse entweder selbst abdanken, oder seinen Freund und Rathgeber, seinen Reichsgehülfen, den Erzbischof von Bremen abdanken. Seiner Unschlüssigkeit kömmt der Erzbischof mit dem Anschlage zu Hülfe, in der folgenden Nacht mit den Reichsinsignien davon und nach Goslar oder nach einem andern Orte zu gehn, wo sie bis nach gestilltem Lermen sicher seyn könnten. Schon haben sie, bey anbrechen-

der Nacht angefangen, den königlichen Schatz durch die Leibwache und andre Helfer wegbringen zu lassen, als die Sache auskömmt. Die Minister und Herren greifen gleich zu ihren Waffen und halten den Hof die ganze Nacht durch besetzt.

Am Morgen gehn sie alle so erbost dem Erzbischof zu Leibe, daß der König kaum mit seiner Majestät ihrer Wuth Einhalt thun kann, daß sie ihn ihre Fäuste nicht empfinden lassen. Und so wird er mit allen Gehülfen seiner Herrschsucht mit Schimpf und Schande von Hofe weggejagt. Der König schickt ihm eine ziemliche Anzahl seiner Freunde nach, um ihn unterwegens gegen Nachstellungen zu decken. So kam die Verwaltung der Reichsgeschäfte wieder an die Bischöfe, deren jeder, wenn die Reihe an ihn kam, das benöthigte sowohl in Ansehung des Königs als des Staats verfügte.

Ehemalige Methode des Volks, seine Rechte zu behaupten.

In eben dem Jahre ernannte der König, auf Eingeben des Erzbischofs von Köln, den kölnischen Probst, Kuno, zum Erzbischof von Trier. Geistlichkeit und Volk zu Trier waren äußerst empfindlich und gar zu heftig

aufgebracht, daß diese Ernennung ohne ihr Vorwissen geschehen war, und sie ermunterten einander, einen solchen Schimpf recht exemplarisch zu ahnden. Kirchenvorsteher (Major domus ecclesiae) zu Trier war damals Graf Dietrich, ein kecker Mensch aus Jugend und von Natur. Am Tage, da der Bischof seinen Einzug halten soll, geht er ihm mit viel Bewaffneten entgegen, überfällt ihn in der Dämmerung, schlägt einige, die Gegenwehr thun wollen, todt, zerstreut die andern, die sich auf die Flucht begeben, plündert die Schätze, deren der neue Bischof ziemlich viel mitbrachte, und ihn, den Bischof selbst, läßt er durch Fleischerknechte *) von einem sehr hohen Felsen herunterstürzen. Sein Leichnam wird von einigen Klosterleuten aufgenommen, und im Kloster Tholei begraben, wo er gegenwärtig noch, wie es heißt, manchmal große Wunder wirken soll. Erzbischof zu Trier wurde nun an seiner Stelle, Uto, durch einmüthige Wahl der Geistlichkeit und des Volks.

Ein

*) Oder Scharfrichterknechte. Beyde Bedeutungen hat das Wort Carnifex bey den Schriftstellern des Mittelalters.

Ein Ehrenproceß.

Der Baiern Herzog, Otto, stand der Zeit, um das Jahr 1070, bey Hofe und im Staate in großem Ansehn. Seine Neider, die schon lange Gelegenheit suchten, ihn zu stürzen, erkaufen sich einen zwar aus einem guten Hause stammenden, aber mit allen Arten von Schandthaten befleckten Menschen, Egen hieß er, der eine Angabe thun muß, der Herzog habe ihm oft mit vielen Versprechungen angelegen, den König zu ermorden; er zeigt einen Degen, den der Herzog ihm zu dem Ende soll gegeben haben, er versichert bereit zu seyn, diese Beschuldigung mit jeder Art Beweises zu bekräftigen. Der König, den nun die Feinde des Herzogs ganz wider diesen aufzubringen suchen, beruft die Fürsten nach Mainz, wo er den Herzog, der die Beschuldigung leugnet, sechs Wochen Frist giebt, nach deren Ablauf soll er sich zu Goslar stellen, und sich durch einen Zweykampf gegen seinen Kläger rechtfertigen. Nachher erst, da man schon auseinander gegangen, fangen die Fürsten an, es unbillig zu finden, daß ein Mann vom ersten Adel, vom unbescholtesten Charakter,

gegen den auch nie das geringste zu sagen gewesen, mit einem so ausgemacht schlechten Menschen, der, was er noch von seinen Eltern an gutem Namen ererbt, durch Diebereyen und Räubereyen längst verloren habe, fechten soll. Der Herzog selbst indeß, voll Unwillens über die unwürdige Begegnung, war entschlossen, lieber sich mit jedem schlechten Kerl, wär er auch an Geburt noch so sehr unter ihm, zu schlagen, als solchem Verdacht Platz zu lassen. Er kömmt also zur bestimmten Zeit in die Nachbarschaft von Goslar mit einer Menge Bewaffneter, und läßt dem Könige durch einige Abgeordneten eröffnen, wenn ihm Sicherheit versprochen würde, so sey er bereit zu erscheinen, und die Beschuldigung auf solche Art und Weise, die die Reichsfürsten bestimmen sollten, zu widerlegen. Der König antwortet in der Hitze: Sicherheit unterwegens und wenn er sich lange verantworten wolle, könne ihm nicht versprochen werden; er solle kommen, und sich der Abrede gemäß seinem Gegner stellen, und Gott dem gerechten Richter die Entscheidung überlassen; käme er nicht, so würde der König ihn für schuldig halten; die Gesetze widersprächen sich selbst, und die Richter wären selten einerley Meynung: um

die würde sich also der König nicht bekümmern. Auf diese Antwort hielten es die Freunde des Herzogs für bedenklich, daß er sich einer Beschimpfung aussetzte, die ihm der aufgebrachte König zugedacht hätte. Er geht daher zurück. Am folgenden Tage läßt der König die sächsischen Fürsten, theils weil der Herzog ein Sachse war, theils weil sie alle ihn haßten, über ihn urtheilen. Sie erklären ihn der beleidigten Majestät schuldig und des Todes würdig. Des Königs Freunde machen sich nun an ihn, jeder nachdem er dazu im Stande ist, mit Feuer und Schwerdt; auch viel andre aus Lust zur Beute. Der König selbst zieht gegen ihn zu Felde. Otto, in die Enge getrieben, muß endlich nach Sachsen fliehn, wo er theils von Plündern lebt, theils von der Güte des Grafen Magnus, der ihm in allen Gefahren aufs treuste beystand und immer laut für seine Unschuld sprach. Dieser Magnus war ein Sohn von Herzog Otto von Sachsen, ein herrlicher Jüngling, im Friede so sehr ein Freund von allem Guten und Billigen, wie es die Jugend selten ist, im Kriege so tapfer und geschickt, wie irgend ein andrer.

Der berüchtigte Egen, der den Herzog Otto angegeben hatte, wurde 1073 bey einer vorgehabten Räuberey vom Landvolk gefangen und geblendet. Er ging nachher betteln.

Der edeldenkende Schwiegersohn!

1071. Der junge Welf, Sohn des italienischen Marggrafen Azzo hatte eine Tochter von Herzog Otto zur Gemahlin, und hatte zum zweytenmale geschworen, sie nicht zu verstoßen. Er bewies ihr auch Liebe und Achtung und stand seinem Schwiegervater bey mit Rath und That, so lange der Ausgang ungewiß war. Als aber der Krieg für seinen Schwiegervater eine üble Wendung nahm, vergaß Welf Treue und Versprechen. Erst schlug er dem Schwiegervater fernern Beystand ab, dann schickte er ihm seine Tochter zu, die er nun verstieß, und endlich bewarb er sich um das Herzogthum Baiern. Viel kostete ihm diese Bewerbung; viel Geld, manches Gut mußte er bald diesem, bald jenem zum Geschenk bringen; das er alles nicht achtete, wenn er nur seinen Zweck erreichte. Er wurde um Weihnachten zu Goslar wirklich mit dem Herzogthum belehnt. Der König wußte, daß dieß den baierschen

Großen nicht anstehn würde, weil es wider das Herkommen und Recht war, und weil es ohne ihr Vorwissen geschah. Daher ging er selbst mit nach Baiern, um selbst einen etwanigen Tumult, der entstehen konnte, durch seine Gegenwart zu stillen.

Hildebrands Wahl zum Pabst, ein Schrecken für die deutschen Bischöfe, und warum?

1073. Nach dem Tode Pabst Alexanders wählen die Römer unverzüglich zu seinem Nachfolger, ohne Vorwissen des Kaisers, den Hildebrand, einen in den heiligen Wissenschaften sehr gelehrten und unter den vorigen Päbsten in der ganzen Kirche wegen aller Arten von Tugenden schon sehr geachteten Mann. Sein Eifer für den Herrn war der feurigste, der seyn kann; daher waren die deutschen Bischöfe über seine Wahl gleich sehr bestürzt, indem sie befürchteten, ein so heftiger und Gott so treuer Mann, würde sie wegen ihres Betragens zu strenger Rechenschaft fodern; nie waren sie so einig gewesen, wie jetzt, da sie einmüthig dem Könige vorstellten, diese ohne sein Vorwissen geschehe-

ne Wahl müsse er für ungültig erklären, er selbst würde, wenn er dem herrschsüchtigen Manne Zeit ließe, sich festzusetzen, die gefährlichsten Folgen davon erleben. Der König ordnet auch gleich den Grafen Eberhard nach Rom ab, um von den römischen Großen eine Erklärung zu fodern, warum sie dem Herkommen zuwider, ohne Vorwissen des Königs, einen Pabst zu erwählen gewagt hätten, und zugleich den neuen Pabst selbst, wenn er sich weigerte, Genugthuung zu geben, abzusetzen. Der Pabst empfängt den Gesandten auf sehr gute Art, und erklärt sich gegen ihn so: Gott sey Zeuge, daß er diese Ehre auf keinerley Weise gesucht, daß er, aus freyer Wahl der Römer und aus Zwang, den sie ihm angethan, die Regierung der Kirche übernommen; dennoch aber, so sehr sie in ihn gedrungen, habe er sich durch nichts, durch keine Gewalt bewegen lassen, in seine Ordination zu willigen, bis er durch eine Gesandtschaft die Genehmigung des Königs und der Fürsten von Deutschland erhalten habe. Auch noch sey er fest Willens, mit der Ordination so lange zu warten, bis er durch zuverläßige Nachricht von dem Willen des Königs versi-

chert sey. Mit dieser Erklärung war der König, nachdem der Graf sie ihm berichtet hatte, außerordentlich zufrieden, und gab mit Zeichen des größten Vergnügens Befehl zur Ordination des Pabstes, die auch im folgenden Jahre vollzogen wurde. Was die deutschen Geistlichen von diesem strengen Pabste am meisten fürchteten, war, daß er eine Untersuchung über die so sehr eingerißne Simonie anstellen möchte. Sie legten sich nicht mehr auf die Erlernung göttlicher Wissenschaften, sondern darauf, sich Capitalien zu sammeln, um Bisthümer und Abteyen zu kaufen; denn es wurde öffentlicher Handel damit getrieben, und was für einen Preis auch der Verkäufer foderte, so war gleich ein Käufer da, bereit die verlangte Summe zu zahlen. Die Welt konnte es nicht begreifen, woher einzelnen Menschen, Mönchen, die arm zu seyn vorgaben, die außer Kleidung und Nahrung, nichts eigenes zu besitzen versicherten, Gold und Silber zuströmten, daß sie so reich wie einst ein Crösus und Tantalus waren. Im Jahr 1071 zahlte Abt Rubert von Bamberg dem Könige tausend Pfund Silbers vom besten Gehalt für die Abtey Reiche-

nau. Diesen Abt pflegte man die Sparbüchse zu nennen, weil er, schon als blosser Mönch, durch die unanständigste Gewerbe und durch den schädlichsten Wucher ein großes Capital zusammengescharrt, und nun lange auf den Tod irgend eines Bischofs oder Abtes gelauert hatte. Da sie seinem Verlangen, das immer heftiger und ungeduldiger wurde, zu lange lebten, war er endlich so dreist geworden, außer den beträchtlichen Summen, womit er die Vertrauten des Königs auf seine Seite bringen mußte, dem Monarchen selbst hundert Pfund Goldes zu versprechen, wenn er ihn zum Abt von Fulda, an des würdigen Widerad Stelle, den er absetzen sollte, machen würde. Es ist auch gewiß, daß er den schändlichen Handel würde zu Stande gebracht haben, wenn nicht einige wenige, denen Kirchenzucht theurer war als Geld, dem Könige damals ins Gesicht gesagt hätten, daß es unrecht wäre. Mit der Abtey Reichenau gelang es ihm in so viel besser; der König gab ihm die Stelle. Als er nun aber hinreiste, Besitz zu nehmen, begegneten ihm einige Abgeordneten vom Schutzvogte der Abtey und erklärten ihm, er möchte nicht kommen, sonst

würde man ihn mit den Waffen zurückweisen; sie wären frey und wollten sich nicht für Geld zu Sclaven verkaufen lassen. Anfangs zwar wollte er Gewalt brauchen, diese Widerspenstigkeit zu unterdrücken; allein er fand bald, daß er damit nicht zurecht kommen würde, und begab sich, beschämt, niedergeschlagen und voll Grams über sein so vergeblich hingegebenes Geld auf die Güter seines Bruders, um abzuwarten, ob die Sache nicht eine bessere Wendung für ihn nehmen würde.

So widersetzten sich, in eben dem Jahre, die Brüder zu Costniz der Ordination ihres neuen Bischofs, Karl, den der König für Geld dazu ernannt hatte. Der Pabst, an den sie sich wandten, trug dem Erzbischof von Mainz auf, die Sache auf einer Synode zu untersuchen. Dem Könige, der dem neuen Bischofe sehr gewogen war, und oft in Geldverlegenheit Hülfe bey ihm gefunden hatte, war dieß sehr unangenehm, und er verdachte es dem Erzbischof, daß er sich nicht über die Widerspenstigkeit der Brüder hinweggesetzt, und den Bischof ordinirt hatte. Er wohnte der Synode selbst bey, in Hofnung die Stimmen, es sey in der Güte oder durch seine Machtsprüche,

auf seine Seite zu bringen. Allein die Beharrlichkeit der Kläger und die Stärke ihrer Beweise vereitelten alles sein Bestreben. Der des Handels überführte Käufer mußte den erhandelten Bischofsstab wieder abgeben. Der König suchte ihn bey seiner Niedergeschlagenheit durch die theuersten Versicherungen, daß er ihn schadlos halten wolle, aufzurichten. Karl aber starb noch in eben dem Jahre.

Wozu die Bergschlösser dienten.

Der König hatte, seitdem er nicht mehr unter Vormündern stand, eine Menge Bergschlösser in Sachsen aufführen lassen. Von den Besatzungen in diesen Schlössern litten die benachbarten Sachsen und Thüringer zu großen Unfug. Täglich kam das Kriegsvolk herunter und nahm alles weg, was ihm anstand, es mochte in den Häusern seyn oder auf dem Felde. An Holz, an Früchten foderten sie unerträgliche Abgaben, und trieben oft ganze Heerden weg, unter dem Vorwande, daß es der Zehnte für die Kirche sey, den sie einfodern müßten. Die Eigenthümer selbst der Ländereyen, worunter viele wohlhabend und von guten Familien waren, wurden gezwungen, Frohndien-

ste zu thun; ihre Frauen und Töchter wurden fast vor ihren Augen entehrt; auch wurden sie wohl mit Gewalt in die Schlösser gebracht, und nachdem sie aufs schändlichste mißhandelt worden, den Vätern und Ehemännern mit spöttischen Anmerkungen wieder zugesandt. Wenn jemand seinen Schmerz und Unwillen über solche Kränkungen nicht länger ersticken konnte, und nur einmal sich die geringste Klage entfahren ließ; so wurde er in Banden geworfen, und mußte seine Freyheit oft mit seiner ganzen Habe erkaufen. Von allen Seiten kamen Schaaren solcher Unglücklichen, dieß dem Könige zu klagen; die Majestät pflegte sonst der Schutz der Unterdrückten zu seyn; Er antwortete ihnen mit Heftigkeit: es sey ihre verdiente Strafe, weil sie den Zehnten an die Kirche nicht bezahlen wollten.

Die Sachsen verbinden und erklären sich gegen den König.

Der König ging damit um, alle Güter der freyen Sachsen zu seinem Fiscus zu schlagen, und sie selbst der Leibeigenschaft zu unterwerfen. Um sein Vorhaben allenfalls mit Gewalt durchzusetzen, bot er allen Fürsten des Reichs, unter dem Vorgeben eines

Feldzuges nach Polen, gegen den siebenten Tag nach Marien Himmelfart zusammen zu kommen. Die Sachsen aber, die seine Absichten wußten, hielten insgeheim Zusammenkünfte, wo sie einmüthig, ohne daß ein einziger widersprochen hätte, den Entschluß faßten, und mit einem Eide bekräftigen, ihre Freyheit mit Aufopferung Gutes und Blutes zu vertheidigen. Die vornehmsten des Bundes waren Bucco, Bischof von Halberstadt, der gewesene Herzog von Baiern, Otto, und Hermann, Bruder des verstorbenen Herzogs von Sachsen, die Bischöfe Hezel von Hildesheim, Werner von Merseburg, Eilbert von Minden, Immert von Paderborn, Friedrich von Mimegarten (Münster) Bruno von Meissen; die Marggrafen Uto und Dedi, (des letzten Frau, Adela war aufgebrachter und unversöhnlicher gegen den König wie alle die andern) und Eckbert, der noch nicht einmal wehrhaft war; ferner die Grafen Friedrich, Dietrich, Adelbert, Otto, Konrad und Heinrich; endlich über sechszigtausend freye entschloßne Männer von allerley Stande. Erzbischof Liemar von Bremen, und die Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück hatten sich schon vorher aus Sachsen weg zum Könige begeben,

dem sie auch den ganzen Krieg durch treu und ergeben blieben.

Die drey zuerstgenannten hatten noch eine besondre Beschwerde wider den König. Er hielt den Herzog Magnus, weil er dem Herzoge Otto in dem oberwehnten Kriege beygestanden, unerachtet der erfolgten Aussöhnung mit dem Herzog, immer noch seit zwey Jahr gefangen, und wollte keinen Bitten, keinen Anerbietungen, die der junge Magnus oder seine Verwandten thaten, Gehör geben, sondern bestand darauf, er sollte seine Freyheit nicht eher wieder bekommen, als bis er nicht nur sein Herzogthum, sondern auch einige seiner väterlichen Erbgüter auf ewig abzutreten versprochen hätte, wozu aber Magnus sich durchaus nicht verstehen wollte, indem er versicherte, sich lieber lebenslang, so jung er wäre, Gefängniß und Bande gefallen zu lassen, ja Tod und alle mögliche Marter zu leiden. Als endlich Herzog Otto sich erbot, sich für seinen Vetter ins Gefängniß zu stellen, und alle seine Güter für ihn gern herzugeben, weil er doch blos um sein, Ottos, willen in dieß Unglück gerathen sey, soll der König sehr bitter geantwortet haben, der Herzog selbst sey ja noch sowohl mit seiner Person als mit seinen

Gütern dem Könige verhaftet, indem er sich wegen des angeschuldigten Verbrechens noch lange nicht hinreichend gereinigt habe. Diese Antwort, die der Herzog sehr beleidigend fand, schürte das Feuer noch ärger an.

Gegen den ersten August also senden die Verbündeten nach Goslar und verlangen von dem Könige, er solle ihnen den Zug nach Polen erlassen, weil sie, sobald sie ihr eigen Land verließen, solches einem unfehlbaren Einbruch ihrer Nachbarn und abgesagten Feinde, der Lutizier aussetzen würden; er solle die Bergschlösser niederreißen, und nach den Landesgesetzen entscheiden lassen, ob diejenigen, denen ihre Güter mit Gewalt genommen wären, solches verdient hätten; er solle nicht immer in Sachsen, sondern auch in andern Gegenden, residiren; die schlechten Menschen, die ihn und den Staat durch ihren bösen Rath ins Verderben gebracht, solle er fortjagen, und die Fürsten, denen es gebühre, über die Reichsgeschäfte zu Rathe ziehn; er solle die Schaar seiner Beyschläferinnen, die er wider die Kirchengesetze mit schaamloser Stirn unterhielte, abdanken,

und seine rechtmäßige Gemahlin pflichtmäßig lieben und ehren; er solle das schändliche Leben, womit er in seiner Jugend die königliche Würde befleckt habe, doch endlich einmal, da er älter und vernünftiger geworden, bessern; sie bitten ihn, um Gotteswillen diesen ihren gerechten Foderungen genug zu thun; dann würden sie ihm, wie bisher, mit den willigsten Herzen dienen, jedoch so wie freye Menschen in einem freyen Staate einem Könige dienen müßten; wenn er es ihnen abschlüge, so wären sie Christen und wollten mit einem Menschen, der an dem christlichen Glauben durch ein abscheuliches Leben zum Verräther würde, weiter keine schimpfliche Gemeinschaft haben. Wollte er sich auf seine Waffen verlassen, so fehlte es auch ihnen daran nicht; sie hätten ihm Treue geschworen, aber unter der Bedingung, daß er gerecht, und nach dem Herkommen regiere, und jedem bey seinem Stande, bey seiner Ehre und bey seinen Rechten ungekränkt lasse; wenn er selbst zuerst dieß Versprechen nicht hielte, so wären sie durch ihren Eid nicht länger gebunden, sondern würden gegen ihn, als einen ungläubigen Feind des christlichen Namens einen gerechten Krieg führen,

und ihren letzten Blutstropfen für Gottes Kirche, für den christlichen Glauben und für ihre eigne Freyheit aufopfern.

Einige kluge Männer, die der König nun an sie sandte, wußten die Sachsen durch ihre Unterhandlungen so einzuschläfern, daß er von der Hartesburg, wo sie ihn eingeschlossen hatten, wiewohl mit genauer Noth, entkommen konnte. Drey Tage irrte er mit seinen Begleitern in einem ungeheuern Walde herum, bis er endlich am vierten von Hunger und Müdigkeit ganz kraftlos zu Eschenwege ankam.

Worms spielt zuerst unter den deutschen Städten eine Rolle im Reiche.

Schon gingen die Fürsten damit um, den König abzusetzen. Er bekam Nachricht davon in Baiern. Um es zu verhindern, machte er sich eilig auf den Rückweg, fiel aber in der Nachbarschaft von Worms in eine tödtliche Krankheit. Er war noch nicht ganz wieder hergestellt, als er sich nach Worms begab, wo die Bürger ihn mit vieler Pracht einholten. Sie

hat-

hatten schon vorher, um ihre Ergebenheit gegen ihn deutlich an den Tag zu legen, die Kriegsvölker des Bischofs, die dem Könige den Eintritt in die Stadt verwehren wollten, vertrieben und hatten den Bischof selbst, der aber noch durch die Flucht entkam, fangen und dem Könige überliefern wollen. Sie gingen dem Monarchen gewaffnet entgegen, um ihm zu zeigen, daß sie stark genug wären, und daß es ihnen auch nicht an Rüstung fehlte, um ihn in seinen Verlegenheiten mit Nachdruck zu unterstützen; sie schwuren, ihm treu zu seyn; sie erboten sich zu den Kriegskosten jeder aus seinem Vermögen ein Gewisses herzugeben. Solchergestalt nahm der König die sehr feste Stadt in Besitz, die er nun zu seinem Aufenthalt und Waffenplatz, und wenn alles übel ablaufen sollte, zu seinem sichern Zufluchtsort bestimmte. Sie war in der That stark bewohnt, durch ihre Mauern unüberwindlich, durch die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend sehr wohlhabend und mit allen Kriegsbedürfnissen bis zum Ueberfluß versehn.

Köln folgt dem Beyspiel, aber mit nicht so glücklichen Ausgang.

1074. Zu Köln trug sich eine Begebenheit zu, die alle Guten bis zu Thränen schmerzte. Man weiß nicht, ob man sie der Zügellosigkeit des Pöbels, oder geheimen Anstiftungen der Freunde des Königs zuschreiben soll, die dem Erzbischofe dadurch einen Streich versetzen wollten. Man argwöhnte das letztere, weil die Wormenser sich allenthalben durch das, was sie für den König gethan, und durch die Vertreibung ihres gegen den König gesinneten Bischofs, einen so großen Namen gemacht hatten. Wahrscheinlich wollten die Kölner dieß unglückliche Exempel nachahmen, und eine sich auszeichnende Probe ihrer Anhänglichkeit an dem Könige ablegen. Ihren bösen Absichten kam der Zufall zu statten. Der Erzbischof beging das Osterfest zu Köln und hatte seinen vertrauten Freund, den Bischof von Münster, dazu eingeladen. Wie dieser nach dem Feste wieder abreisen will, befiehlt der Erzbischof den Seinigen, ein bequemes Schiff zu besorgen, um seinen Freund den Rhein hinunter zu fahren.

Nachdem sie viele besehn, finden sie eins, einem Kaufmann gehörig, das sie sogleich zum Dienste des Erzbischofs zurechtzumachen, und die darauf geladnen Waaren hinauszuschaffen befehlen. Da die bey dem Schiff gestellten Leute das nicht wollen, werden sie bedroht. Jene aber laufen eiligst, es dem Herrn des Schiffes zu berichten. Dessen Sohn, ein junger, kühner, starker und bey den angesehnsten Einwohnern sowohl wegen seiner Familie, als wegen seiner guten Eigenschaften sehr beliebter Mann, macht sich mit seines Vaters Bedienten und mit einigen jungen Leuten, die er in der Eile zusammenbringen kann, auf, und treibt die Bischöfliche von dem Schiffe mit Gewalt und vielem Schimpfen weg. Auch den Stadtvogt, der dahin kommt, und darauf besteht, daß das Schiff hergegeben werden müsse, fertigt er eben so ab, und treibt ihn in die Flucht. Beyde Parteien indessen werden durch den Zulauf derer, die es mit der einen oder andern halten, verstärkt, und es scheint zu einem blutigen Auftritt kommen zu wollen. Der Erzbischof verhinderte es, der aber in dem heftigsten Zorn sich die Dro=

hung entfahren ließ, die Anführer sollten nächstens dafür büssen. Er war ein treflicher, ein redlicher Mann; nur den einen Fehler besaß er bey viel vorzüglichen Tugenden, in der Hitze des Zorns konnte er seine Zunge nicht regieren; die ärgsten Drohungen und Schimpfworte warf er dann umher ohne alle Schonung, wen sie auch treffen mochten, welches er dann nachher, sobald er sich besann, nicht wenig bereute. Der Tumult war einigermaßen gestillt, allein der junge, an sich muthige und nun durch den ersten Succeß noch kühner gewordne Kaufmannssohn ging nun allenthalben in der Stadt herum, um den Erzbischof recht verhaßt zu machen, der so unerträglich stolz und gebietrisch sey, der in so unbilligen Dingen Gehorsam verlange, der angesehnen Bürgern so beleidigende Dinge ins Gesicht sage. Durch dergleichen Vorstellungen setzt er sie in Feuer, und dieß um so viel leichter, da dergleichen Leute, die von Jugend an in städtischen Wohlleben erzogen sind, die nach besorgten Handlungsgeschäften beym Wein und Schmause wohl von Kriegshändeln zu reden pflegen, aber nicht aus Erfahrung wissen, wie es im

Kriege hergeht, von den Schwierigkeiten der Ausführung selten Begriffe haben. Dazu kam das Exempel der Wormenser, das allenthalben so viel Aufsehen gemacht hatte; die Kölner aber dünkten sich noch etwas mehr zu seyn, als die Wormenser; denn ihre Stadt war stärker bewohnt; sie waren reicher und mit allen Arten von Waffen noch besser versehen. Die Aufwiegler machen ihren rasenden Plan und der vom bösen Geiste zum Aufruhr fortgerißne Pöbel tobt und schreit auf den Gassen, bis sie mit gewaffneter Hand zum gottlosen Werke schreiten. Am Tage des heil. Georgius, des Märtyrers, da der Erzbischof nach der Messe selbst eine Predigt gehalten, und darin, aus einer gewissen Ahndung gesagt hatte, die Stadt sey der Gewalt des Teufels übergeben, und werde untergehen, wenn sie Gottes Zorn durch eine schleunige Buße nicht abzuwenden suchte; wie gegen Abend die so schon unruhigen Gemüther durch den Wein noch mehr erhitzt sind, überfallen sie den Erzbischof, der eben mit dem Bischof von Münster beym Abendessen sitzt, schießen Pfeile nach ihm ab, werfen mit Steinen, tödten einige der umstehenden, verwunden andre und treiben sie in die Flucht. Viele haben

da den wahren Urheber dieses Unfugs, den Teufel selbst, bepanzert und einen Helm auf dem Kopfe, mit einem fürchterlich blitzenden feurigen Dolche in der Hand, das verblendete Volk anführen sehn. Er hat sie auch durch ein gewisses Feldgeschrey aufgemuntert, ist aber auf einmal, da er eben die Thorriegel mit großem Geschrey sprengen wollte, verschwunden. Den Erzbischof retten die Seinigen mit genauer Noth, flüchten ihn nach der heil. Peterskirche, und machen hier Anstalten zur Gegenwehr. Der rasende Pöbel indeß plündert den Pallast, insbesondre den Weinkeller, schont auch des Altars und der heiligen Gefäße nicht. Einen Menschen, der sich da irgendwo versteckt hat, sehen sie für den Erzbischof an, erschlagen ihn mit boshafter Freude, indem sie ihm zuschreien, das sey der Lohn für seine böse Zunge. Als sie ihres Irthums inne werden, und daß der Erzbischof in der Peterskirche sey, fangen sie an, die zu bestürmen, und drohn so gar sie in Brand zu stecken. Die Finsterniß der Mitternacht, die schon eingebrochen war, und ein geheimer Gang, der aus der Kirche ins Dormitorium *) und aus dem Dormitorio nach dem

*) Das Schlafzimmer der Mönche im Kloster.

an der Stadtmauer stehenden Hause eines gewissen Canonicus führte, erleichterte die Flucht des Erzbischofs. Er entkam nach Neuß. Viel Unfug geschah die Nacht; eine Frau stürzen sie von der Mauer ab, daß sie den Hals bricht, weil sie beschuldigt war, die Menschen durch Zauberkünste um ihren Verstand zu bringen; ein großes Verbrechen, das sie aber in ruhigen Zeiten in der gehörigen Gemüthsverfassung hätten untersuchen müssen. Darauf gehn einige junge Leute eilends ab, dem Könige den Vorfall zu berichten, und ihn zu ersuchen, selbst in die Stadt zu kommen. Drey Tage währt der Tumult. Indeß kommt alles Volk der umliegenden Gegend Schauder und Entsetzen an, daß der so würdige Erzbischof so unerhört mißhandelt worden. Seine große Gutthätigkeit, seine Andacht beym Gottesdienst, seine Mäßigung, seine Bemühungen, gute Ordnung und Gesetze einzuführen, seine Strenge gegen alle Bösen, hatten ihn bey jedermann beliebt gemacht. Jedermann glaubt, eine solche Schandthat ahnden zu müssen. Von vier, fünf Meilen her ringsherum kamen viel tausend zusammen; denn niemand, der nur einigermaßen die Waffen führen kann, will sich von einem in so from=

mer Absicht unternommenen Kriege aus-schließen. Sie versammeln sich um den Erzbischof, bitten und nöthigen ihn fast, nachdem er sich lange geweigert, gegen die Stadt zu ziehen. Er thut dieß am vierten Tage nach seiner Flucht. Da erst verfliegt der Rausch der Kölner; ihre Hitze legt sich, da sie die Unmöglichkeit sehn, Widerstand zu thun, und sie bitten um Gnade, wozu er ihnen auch Hofnung macht, wenn sie es durch Buße und Reue verdienen würden. Darauf nach der Messe citirt er bey Strafe des bischöflichen Bannes alle, die den Pallast geplündert, die in der Kirche Blut vergossen, und sich sonst an heiligen Dingen vergriffen. Sie erscheinen sogleich baarfuß und in wollnem Bußhabit am bloßen Leibe. Es kostete aber Mühe, daß die Menge, die den Erzbischof begleitet hatte, sie sicher durchließ. Diese murrten gewaltig, daß er, um durch seine zu große Güte die Liebe der Leute zu gewinnen, schlechte Menschen zu noch ärgern Thaten ermuntre, indem er diese ungestraft ließe. Durch Klugheit und sanftes Zureden erlangte er nun von dem Haufen, der ihn begleitet hatte, und der gern seine Hitze an den Kölnern abgekühlt und zumal gern geplündert hätte, daß sie ruhig wieder

heimgingen. In der folgenden Nacht flo= hen über sechshundert reiche Kaufleute aus der Stadt zum Könige. Indessen sollten nun die Kölner dem Erzbischof Genugthuung leisten; aber sie blieben aus. Hierüber aufgebracht fallen seine Kriegsleute, wie die meisten versichern, ohne sein Wissen, in die Häuser, plündern, hauen einige nieder, wer= fen andre in Ketten und Banden, und — wir können die Wahrheit nicht verleugnen, vollziehen eine, sonst allerdings verdiente Züchtigung viel zu barbarisch, als für den Ruf eines solchen Erzbischofs schicklich war. Der oben erwehnte Kaufmannssohn, der den Tumult zuerst angestiftet hatte, und ein paar andre würden ihrer Augen beraubt; andern wurde, nachdem sie mit Ruthen ge= peitscht waren, das Haar abgeschoren; alle mußten schwere Geldstrafen bezahlen und schwören, die Stadt für den Erzbischof gegen jeden zu vertheidigen, und die Entwichenen für abgesagte Feinde zu halten, bis sie dem Erzbischof hinlängliche Genugthuung gege= ben. Dadurch wurde diese vormals so stark bewohnte Stadt, nächst Mainz die Krone und die erste unter den deutschen Städten, fast in eine Wüste verwandelt, und da sonst die Menschen in ihren Gassen sich drängten,

sind sie jetzt öde und leer und die ehemaligen Oerter der Freude und Munterkeit sind jetzt einsam, still und schaudervoll.

Alles dieß war durch deutliche Vorzeichen vorhergesagt. Ein Fremder, der in eben dem Jahr am Palmsonntage in die Stadt kömmt, träumt von einem fürchterlich großen Raben, der in der Stadt herumfliegt, und durch sein abscheuliches Geschrey die Leute in Aufruhr bringt. Dann sieht er einen an Gestalt und Kleidung herrlichen Mann, der den Raben aus der Stadt treibt, und das Volk wieder beruhigt.

Nach Pfingsten kam der König selbst nach Köln und suchte Anlaß, den Erzbischof strafbar zu finden, dessen Feinde auch viel Beschuldigungen wider ihn vorbrachten. Allein die Wahrheit und der Nachdruck seiner Antworten machte sie so leicht zu nichte, wie Spinngewebe. Da seine Unschuld, Rechtschaffenheit und auch seine Klugheit, wie eine unüberwindliche Mauer alle Versuche der gegen ihn gerichteten Verleumdung zu schanden machten, so schlug der König einen andern Weg ein. Er bat nicht sowohl, sondern befahl, der Erzbischof sollte den Kölnern alles verzeihen, den Kirchenbann, womit einige belegt waren, wieder aufheben,

und zur Versicherung seiner Treue gegen den König aus seinen Kriegsleuten sechs Geißel stellen. Alles dieß schlug der Erzbischof sehr entschlossen ab; Geißel hätte noch nie ein König von den vormaligen Bischöfen gefodert; den Kirchenbann aufzuheben, so lange die damit belegten nicht hinlängliche Genugthuung geleistet, sey den Kirchengesetzen zuwider. Der König wurde heftiger, drohte; ja mit Feuer und Schwerdt. Der Erzbischof fest entschlossen, versetzt, wenn der König sich mit den Kölnern verschworen hätte, ihn umzubringen, so sey er bereit es zu leiden; aber nie würde er aus Liebe zum Leben Recht gegen Unrecht vertauschen. Der Streit war lange unentschieden, und auf beyden Seiten standen die Kriegsleute in ängstlicher Erwartung. Endlich ließ sich der König von seinen Freunden zureden und lenkte ein, indem er sagte: er wolle mit dem Erzbischof lieber in Gutem als Bösem streiten, und wenn er künftig Proben seiner Treue und Ergebenheit sähe, wollte er ihn als den Ersten seiner Freunde halten.

Was das Hildebrandische Eheverbot bey der deutschen Geistlichkeit für Eindruck machte.

Pabst Hildebrand hatte, nach verschiednen zu dem Ende gehaltnen Versammlungen der Bischöfe in Italien, verordnet, daß die Priester den alten Kirchengesetzen gemäß keine Frauen haben, und diejenigen, die damals welche hätten, entweder sich von ihnen scheiden, oder abgesetzt werden sollten. Der Befehl war schon in Italien bekannt gemacht und nun schrieb er einen Brief nach dem andern an die deutschen Bischöfe, daß sie das nemliche thun, und alle ehliche Verbindungen zwischen Priestern und Weibern durch ein ewiges Anathema aufheben sollten. Der ganze Haufen der Geistlichen murrte gewaltig wider diesen Befehl; sie nannten es wahre Ketzerey und offenbaren Unsinn; der Pabst müsse vergessen haben, was der Heiland und die Apostel vom Heirathen geurtheilt hätten: Heirathen sey besser als Brunst leiden; Er wolle Menschen zwingen, wie Engel zu leben, wolle der Natur Gewalt anthun, und dadurch der Hurerey und andern Lastern der Wollust Thor und Thüre öffnen; wenn er bey dem Entschlusse beharren wür-

de, so wollten sie lieber das Priesteramt als die Ehe aufgeben, und so möge Er denn, der sich mit Menschen nicht behelfen wolle, auch zusehn, daß er Engel bekäme, die Kirche zu verwalten. Der Erzbischof von Mainz, der einsah, daß es nicht leicht seyn würde, eine von so langer Zeit her eingewurzelte Gewohnheit abzuschaffen, und die Welt in ihrem Alter wieder zur Vollkommenheit der Kirche in ihrer ersten Jugend zurückzubringen, ging sehr behutsam zu Werke; er gab den Geistlichen erst ein halb Jahr Frist zu überlegen, erinnerte sie aber dabey, daß es am besten seyn würde, freywillig zu thun, was sie am Ende doch würden thun müssen, und sowohl ihm, als dem Bischof zu Rom die Nothwendigkeit zu ersparen, etwas unangenehmes wider sie zu beschließen. Endlich wurde im October eine Synode zu Erfurt gehalten, wo er schon stärker darauf drang, daß sie ohne weitere Winkelzüge entweder die Ehe abschwören, oder vom Priesteramte abdanken sollten. Dagegen brachten sie viel Gründe vor, sein Anmuthen abzulehnen, und den ganzen Entschluß zu vernichten. Da er aber einwandte, daß er hierinn nicht seinem eignen Gutdünken, sondern dem Befehl des apostolischen Stuhls

nachleben müsse, und da alle ihre Gründe und all ihr Bitten und Flehen vergeblich waren, gingen sie hinaus, als um zu deliberiren, wurden aber einig, nicht wieder in den Versammlungssaal zurück zu gehn, sondern ungefragt sich jeder nach seiner Heimath zu begeben. Einige aber wollten, sie sollten lieber wieder hineingehn, und den Erzbischof, eh er die verfluchte Verordnung bekannt machte, von seinem Bischofsstuhl herunter werfen, ihn, wie ers verdient hätte, todtschlagen, und der Nachwelt ein warnendes Denkmal hinterlassen, damit seine Nachfolger nie wieder einen Versuch machten, dem ganzen Priesterorden solch eine Last aufzubürden. Der Bischof erfuhr dieß und kam durch seine Klugheit zuvor, indem er hinaus sandte und sie bitten ließ, mit ruhigem Herzen wieder hereinzukommen; er wolle bey der ersten Gelegenheit nach Rom senden, und alle Vorstellungen anwenden, den Pabst von seinem strengen Entschlusse wieder abzubringen.

Im folgenden Jahr 1075 hielt der Erzbischof abermals eine Synode zu Mainz, wobey sich der Bischof von Chur mit Briefen und Befehlen vom apostolischen Stuhle einfand, des Inhalts, der Erzbischof sollte bey

Verlust seiner Würde den so oft wiederholten Auftrag vollziehn, und die sämtlichen Priester seiner Diöces entweder sogleich sich von ihren Weibern scheiden lassen, oder sie absetzen. Allein, wie er zum Werk schreiten wollte, standen alle anwesende Geistlichen auf und widersprachen so heftig, und machten solche Minen und solche Bewegungen mit den Händen und ganzem Körper, daß er anfing zu fürchten, er würde nicht lebendig vom Platze kommen. Dieß schreckte ihn so ab, daß er beschloß, sich gar nicht mehr damit zu befassen, sondern es dem römischen Bischof selbst zu überlassen, die Sache, wann und wie es ihm belieben würde, zu Stande zu bringen.

Verdienst ohne Prätension, schaamlosen einander überbietenden Competenten vorgezogen.

Die Abtey zu Fulda war erledigt. Von allen Seiten eilten Aebte und Mönche nach Bamberg, wo der König sich aufhielt, und bewarben sich um diesen Posten. In der Rathsversammlung, die der König mit den Fürsten wegen der Wahl eines neuen Abts hielt, überbieten die Competenten einander, wie bey einer öffentlichen Licitation, ohne

Schaam und Maß. O Zeiten! o Sitten! o des Greuels der Verwüstung an heiliger Stätte! o des Mammons, der öffentlich im Tempel Gottes sitzt, und sich über alles erhebt was göttlich ist. Selbst das Exempel des Bischof Hermanns von Bamberg schreckte sie nicht ab, der Tages vorher um keiner andern Ursache willen, als weil er sich durch Bestechungen den Weg zum bischöflichen Stuhl gebahnt hatte, auf wiederholte geschärfte Befehle des römischen Pabstes abgesetzt und excommunicirt war. Ihre Unverschämtheit erregte endlich einmal bey dem Könige den verdienten Abscheu; indem sie von allen Seiten mit Bitten auf ihn losstürmen, ergreift ihn plötzlich (so glaubt man) Gottes Geist. Plötzlich ruft er einen Mönch hervor, Ruzelin *) genannt, den der Abt von Hirschfeld mit einem Auftrage an den Hof gesandt hatte, reicht ihm den geistlichen Hirtenstab hin, ernennt ihn zum Abt, und bittet darauf die übrigen, so wohl die Geistlichen als die Kriegsleute, aufs inständigste, ihm auch ihre Stimmen zu geben. Der Mönch, dem dieß ganz unerwartet kömmt, fällt fast in Ohnmacht. Indeß geben alle Ge-

*) Ruthardus beym Schannat.

Gegenwärtige ihre Stimmen mit der lautesten Freude. Er selbst weigert sich lange, den Stab anzunehmen, indem er bald seine Unerfahrenheit, bald seine schlechte Gesundheit, bald den Umstand, daß sein Abt nicht gegenwärtig sey, zur Entschuldigung anführt. Kaum können ihn endlich die Bischöfe durch ihr Zureden zum Nachgeben bringen. *)

Warum die Kölner den Erzbischof, den der König ihnen vorschlägt, nicht annehmen wollen.

1076. Der König hatte die Großen des Reichs zu Weihnachten nach Goslar berufen, über verschiedene Angelegenheiten mit ihnen rathzuschlagen. Viele von der Geistlichkeit und vom Volke zu Köln kamen auch zu ihrer neuen Erzbischofswahl. Der König empfahl ihnen einen Canonicus von Goslar, Hidolf, und gab sich viel Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie den wählen sollten. Dawider hatten sie sehr viel einzuwenden, er wäre so klein, sähe

*) Hier folgt bey unserm Autor der merkwürdige Charakter des Erzbischofs, Anno von Köln. Ich erspare ihn fur eine andre Gelegenheit.

so gemein aus, wäre von schlechter Abkunft; weder sein äußerliches noch innerliches entspräche der hohen erzbischöflichen Würde. Der Mann wurde ihnen darüber so anstößig, so verhaßt, daß sie ihn, wenn er sich öffentlich sehen ließ, laut verspotteten, Schimplieder auf ihn sangen, und Sand und Steine und was ihnen sonst zur Hand war, nach ihm werfen. Der König aber wollte keinen Anno wieder zum Erzbischof haben, dessen Standhaftigkeit und unbiegsamer Geist so manchen seiner sträflichen Entwürfe vereitelt hatte; er wollte einen nachgebenden, gefälligen Mann, dessen Einwilligung er zu allem, so oft er wollte, haben könnte. Allein die Kölner waren durch nichts zu bewegen, und er fertigte sie, ohne daß die Wahl zu Stande kam, wieder ab, mit dem Bescheid, sie sollten gegen Mitfasten wieder kommen; gegen die Zeit würden sie sich besser besinnen; dabey betheuerte er ihnen, so lange er lebte, sollten sie entweder diesen oder keinen andern zum Erzbischof bekommen.

Gegen die bestimmte Zeit erscheinen nur drey von der Kölner Geistlichkeit und von den Kriegsleuten überaus wenige,

weil die übrigen aus Unwillen nicht kommen wollten, um ihre Stimmen einem ihnen aufgedrungnen und verhaßten Manne nicht zu geben. Jene, die sich einstellten, fragte der König nur so obenhin zum Schein und mit einer Mine, die deutlich sagte, wie spöttisch und verächtlich er ihnen begegnen würde, wenn sie nicht nach seinem Willen stimmten. Er begleitete auch selbst den neuen Erzbischof sogleich nach Köln, um alle Widersetzlichkeit des Volks zu verhüten, und ließ ihn, in seiner Gegenwart, durch den Bischof, Wilhelm von Utrecht, ordiniren.

Heinrich und die deutschen Bischöfe wollen Pabst Hildebrand absetzen.

Ebenfalls kamen in gedachten Weihnachtstagen die Gesandten Pabst Hildebrands nach Goslar, die dem Könige ankündigten, daß er am Montage in der zweyten Fastenwoche vor der Synode zu Rom sich einstellen, und wegen der ihm schuldgegebenen Simonie sich verantworten, widrigenfalls aber gewärtigen sollte, daß er durch ein apostolisches Anathema

von der Gemeinschaft der christlichen Kirche würde ausgestoßen werden. Ueber diese Ankündigung gerieth der König in die heftigste Bewegung, hieß die Gesandten, die er stark anfuhr, gleich gehn, und berief alle Bischöfe und Aebte aus dem ganzen Reiche gegen Septuagesimä nach Worms, um mit ihnen über die Absetzung des römischen Pabstes, ob sie auf irgend eine Weise zu bewirken wäre, rathzuschlagen; denn darauf, glaubte er, beruhe jetzt sein ganzes Heil und die Festigkeit seines Thrones, diesen Mann nicht länger zum Pabst zu haben. Zur bestimmten Zeit finden sich Bischöfe und Aebte in der größten Menge ein, und recht erwünscht für ein so großes Vorhaben kommt auch ein römischer Cardinal, Hugo mit dem Zunamen Blancus, den der Pabst wegen seiner Untauglichkeit und wegen seines unanständigen Betragens abgesetzt hatte. Dieser Mann machte eine lange tragödienmäßige Erzählung von dem Leben und Wandel des Pabstes und von einer Menge von Schandthaten, die er sollte begangen haben. Dieser Mann schien ihnen wie von Gott gesandt; begierig hörten sie seine Mährchen, legten die zum Grunde,

und faßten darauf den Schluß ab, daß einer, der sein Leben mit solchen Lastern und Verbrechen befleckt habe, nicht Pabst seyn könne. Dieß Verdammungsurtheil unterschrieben alle die andern ohne Bedenken, nur Adelbert von Würzburg und Hermann von Metz machten einige Einwendungen; es wäre ganz wider die Kirchensatzungen, einen abwesenden Bischof, in einer Particularsynode, ohne daß gesetzmäßige Kläger und glaubwürdige Zeugen gegen ihn vorhanden wären, ehe noch die ihm angeschuldigte Verbrechen erwiesen wären, abzusetzen: wie vielmehr also einen römischen Bischof, gegen den keine Klage weder eines Bischofs noch Erzbischofs angenommen werden könne. Allein Wilhelm von Utrecht, ein eifriger Anhänger des Königs, bestand heftig darauf, sie sollten entweder unterschreiben, oder sich vom Könige, dem sie die Treue geschworen, loßsagen. Dieser Wilhelm war in weltlichen Wissenschaften sehr gelehrt, aber unerträglich aufgeblasen und stolz. Solchergestalt wird im Namen aller versammelten Bischöfe und Aebte ein sehr heftiges Schreiben nach Rom gesandt, des Inhalts, Hildebrand solle die päbstliche Würde, die er den Kirchengesetzen zuwider usurpire, niederlegen;

er solle wissen, nichts von allem werde gültig seyn, was er von dem Tage an beschließen, befehlen oder unternehmen würde. Die Gesandten, die Ueberbringer des Schreibens, beschleunigen ihre Reise so, daß sie Tages vorher, da die vom Pabst angesetzte Synode eröffnet werden sollte, anlangen. Sie übergeben den Brief und fügen mündlich noch eben so viel Beleidigungen hinzu, als im Briefe schon enthalten waren. Der Pabst verliert darüber die Fassung im geringsten nicht; des folgenden Tages wie Geistlichkeit und Volk sich zur Synode zahlreich eingefunden, läßt er das Schreiben laut ablesen, und wie alle dahin stimmen, so excommunicirt er den König, den Erzbischof Siegfried von Mainz, und die Bischöfe Wilhelm von Utrecht und Rubert von Bamberg. Den übrigen Theilnehmern an dieser unerhörten Empörung gegen den apostolischen Stuhl gebietet er, bey Strafe ebenfalls der Excommunication, sich zu einer bestimmten Frist in Rom zur Rechenschaft zu stellen.

Wirkungen des vom Pabst wider Heinrich ausgesprochenen Bannes.

Dieß geschah in der zweyten Fastenwoche — Um Ostern hielten die Herzoge,

Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Bertold von Kärnthen; die Bischöfe Adelbert von Würzburg, Hermann von Metz und die meisten andern Fürsten eine Zusammenkunft, zu überlegen, was bey den traurigen Umständen, worinn das Reich sich befände, zu thun wäre; der König bliebe, nachdem der Sachsenkrieg so glücklich für ihn abgelaufen, immer der alte, der er stets gewesen, eben so leichtsinnig, eben so tyrannisch; lebe immerfort in Vertraulichkeit mit schlechten Leuten; habe wider seinen Eid die schändlichsten Grausamkeiten gegen die Sachsen, die sich ihm auf der Fürsten Wort ergeben hätten, ausgeübt; sie selbst, die ihm den Sieg über die Sachsen verschaft hätten, müßten bey dem geringsten Versehn, das doch einem Menschen so leicht begegnen könnte, alles von seinem herrschsüchtigen und rachgierigen Gemüthe befürchten. Endlich beschließen sie — die vielen Boten, die von Rom die Nachricht brachten, daß der Pabst den König in den Bann gethan, gaben ihnen hauptsächlich den Muth dazu — gemeinschaftliche Sache mit einander zu machen. Der erste Schritt, den sie darauf thaten, war, daß sie die vornehmen Sachsen, die ihnen der König in Gewahrsam gegeben hat-

te, frey wieder zu den ihrigen gehen ließen. Der König erfährt dieß und zugleich, daß in Sachsen große Bewegungen sind. Aufgebracht hierüber, aber auch voll Furcht, beruft er alle Großen aus dem ganzen Reiche gegen Pfingsten nach Worms, wo zwar zur bestimmten Zeit eine große Anzahl sich einfindet, aber keiner von den Herzogen, deren Ansehen eigentlich in ruhigen Zeiten die wichtigsten Angelegenheiten entscheiden mußte, und von denen der Staat eben jetzt mit Unruhe bedroht zu werden schien. Diese Zusammenkunft war also vergeblich. Der König berief eine zweyte nach Mainz gegen St. Petri; allein ob er gleich mehr bitt- als befehlweise um diese Zusammenkunft ersucht hatte, kamen doch nur wenige, und diese waren keiner mit den andern einerley Meynung. Satan war loßgelassen und störte den Frieden der Kirche mit geistlichen und weltlichen Waffen. Uto, Erzbischof von Trier, der eben von Rom zurückgekommen, wollte mit denen von Mainz und Köln und den andern, die der König zu Rath zu ziehen pflegte, keinen Umgang haben, weil sie, so wie der König selbst, vom Pabste in Bann gethan wären; mit dem Könige zwar, habe er, durch vieles Bitten kaum noch so viel er-

langt, reden zu dürfen, aber auch bloß zu reden; mit ihm zu essen, zu trinken oder sonst einige Gemeinschaft zu haben, sey ihm nicht gestattet. Viele andre, die lieber den König als Gott beleidigen, lieber den Leib als die Seele in Gefahr stürzen wollten, ließen sich durch das Ansehn dieses Uto bewegen, und blieben allmälig vom Hofe weg. Der von Mainz und die mit ihm gleichgesinnt waren, lermten, tobten, wüteten, drohten, schimpften; der Bann des Römers sey ungerecht und also null und nichtig; er habe sie, gegen die Satzungen, weder vor eine Synode geladen, noch gehört, sondern unüberführt ohne Untersuchung aus allzuübereilter Hitze in den Bann gethan; der von Trier und seine Anhänger wüßten das selbst, hätten aber ganz andre Absichten; das Ansehen des apostolischen Stuhls läge ihnen nicht so sehr am Herzen; sondern das Ansehn des Königs wollten sie gern untergraben; ihren eingewurzelten Haß gegen den König wollten sie nur unter dem Mantel der Religion verstecken. Der würde aber sehr wohl thun, wenn er das ihm, nach des Apostels Ausdruck, zur Züchtigung der Bösen anvertraute Schwerdt bey Zeiten brauchte, und die offenbaren Feinde des Reichs zur

verdienten Strafe zöge. Durch dergleichen Reden wurde der an sich schon zur Heftigkeit und Unversöhnlichkeit geneigte König noch mehr aufgehetzt. Allein er fand, daß die Großen allmälig nach einander von ihm abfielen, und daß es ihm daher an Mitteln fehlen würde, seine Rache zu befriedigen. Er schickte sich daher in die Zeit, und suchte die Fürsten durch schmeichelhafte Gesandtschaften wieder zu gewinnen. Nur — sonderbar war es — konnte er über sich nicht erhalten, sich gegen die Sachsen gelinder zu betragen, und immer war ihm noch die angelegenste Sache, die Sachsen völlig zu unterjochen. Mit diesem Unternehmen brachte er den Sommer zu. Indessen hielten die Herzoge, Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Bertold von Kärnthen, die Bischöfe Adelbero von Würzburg, und Adelbert von Worms, nebst andern, die der Verfall des Staats zu Herzen ging, eine Zusammenkunft zu Ulm, wo sie beschlossen, alle die sich um das gemeine Beste bekümmerten, gegen den 14 October nach Tribur einzuladen. Allen Vornehmen in Schwaben, in Baiern, in Sachsen, in Lothringen, in Deutschfranken wurde dieß kund gethan, und um Gotteswillen gebeten, sich doch durch nichts ab-

halten zu lassen, alle Privatgeschäfte hintanzusetzen, und bloß das allgemeine Wohl und den Frieden der Kirche, der so sehr in Gefahr sey, zu beherzigen. Alle Gemüther waren darüber in ängstlicher Erwartung; der Erzbischof von Mainz und viele andre, die bis dahin so viel Anhänglichkeit für den König bewiesen hatten, gingen zu der andern Partei über, und entbrannten vom glühendsten Eifer, das Reich wieder in bessern Stand zu setzen. Durch einen ganz wunderbar glücklichen Zufall kam ihnen dabey zu statten, daß die Geissel, die einige der Vornehmen im vorigen Jahre dem Könige zum Unterpfande ihrer Treue gegeben hatten, theils durch Nachsicht, theils durch Nachlässigkeit derer, die sie in Gewahrsam hatten, in Freyheit kamen.

Am bestimmten Tage versammelten sich die Fürsten in großer Menge zu Tribur, fest entschlossen, den König abzusetzen. Auch erschienen zwey Gesandten vom apostolischen Stuhl, Sieghard, Patriarch von Apuleja und Altmann, Bischof von Padua, ein Mann von apostolischer Würde und Tugend, dem der Pabst Vollmacht in den Kirchensachen gegeben hatte; imgleichen einige Weltliche, die der Pabst ebenfalls abgeordnet hatte,

allen in Deutschland zu bezeugen und darzuthun, daß er den König Heinrich aus gerechten Ursachen in den Bann gethan habe, und zu einer neuen Königswahl seine apostolische Einwilligung und Genehmigung gebe. Diese wollten mit keinem Fürsten, mit keinem Prälaten, der mit König Heinrich seit seiner Excommunication in Worten oder Handlungen einiges Verkehr gehabt, den geringsten Umgang haben, bis sie öffentlich Busse gethan, und von Altmann als päbstlichen Vicarius die Lossprechung vom Anathema erlangt hätten. Eben so sorgfältig vermieden sie allen Umgang mit denen, die mit verheiratheten Priestern, oder mit denen, die durch Geld zu Kirchenämtern gelangt waren, nur irgend ein Wort gewechselt hatten. Sieben Tage nach einander gingen sie nun zu Rathe, was zu thun, und wie dem gedrohten Staatsschiffbruche vorzubeugen wäre. Der ganze Lebenswandel des Königs von seiner ersten Jugend an wurde nun durchgemustert; alle schändliche Thaten, womit er schon so früh seinen eignen guten Namen und die Würde des Reichs besudelt hatte; wie ungerecht er gegen Privatpersonen und gegen ganze Völker seit seiner Volljährigkeit gehandelt; wie er die Fürsten von sich entfernt

und die schlechtesten Menschen ohne alle Herkunft zu den ehrenvollsten Stellen gezogen und mit ihnen Entwürfe zur gänzlichen Vertilgung des Adels, wenns möglich gewesen wäre, geschmiedet; die benachbarten Barbaren in Ruhe gelassen, und gegen eigne Unterthanen das Schwerdt gezuckt und mit grausamem Morden gegen sie gewütet; wie er das Reich, das ihm in so guter Ordnung, in den blühendsten Umständen von seinem Vater hinterlassen sey, so zerrüttet, so durch innerliche Kriege ruinirt und verächtlich gemacht; wie Kirchen und Klöster zerstört, und was Knechten Gottes zum Unterhalt bestimmt, Kirchen und dem Gottesdienste geheiligt gewesen, zum Gehalt der Kriegsleute, zu Waffen und andern Kriegsbedürfnissen angewandt worden; unter andern auch zu Festungen nicht gegen benachbarte feindliche Völker, sondern gegen seine Bürger, die dadurch hätten unterdrückt werden sollen; wie für Wittwen und Waisen nirgends mehr Trost, für unrechtleidende nirgends mehr Schutz zu finden sey; wie die Gesetze ihre Kraft, die Sitten ihre Herrschaft, die Kirche ihr Ansehn, der Staat seine Würde verloren, und wie aller dieser Jammer, sowohl in heiligen als weltlichen Dingen, eines Ein-

zigen Werk sey. Daher sie aber auch nur ein Einziges Gegenmittel hätten, je eher je lieber den König ab, und einen andern an seine Stelle zu setzen, der der Ausgelassenheit den Zügel wieder anlege, und die schwankende Welt mit seinen Schultern unterstütze.

Heinrichs Demüthigung.

Heinrich hatte dagegen seine Anhänger in dem Dorfe Oppenheim versammelt; beyde Parteyen standen auf beyden Seiten des Rheins, jede in ihrem Lager. Heinrich schickte jeden Tag Gesandte an seine Gegner, und versprach ihnen Besserung alles dessen, wodurch er sie bisher beleidigt hätte; er wollte, wenn er länger am Leben bliebe, alles wieder gut machen; wollte ihnen das Recht und die Wahl zugestehn, alles anzuordnen und zu entscheiden; nur den Titel und die Ehrenzeichen eines Königs, die er rechtmäßigerweise bekommen, möchten sie ihm lassen; ohne ihre eigne große Schande könnten ihm die nicht genommen werden; wenn seine Worte keinen Glauben fänden (freylich hätte er sie so oft mit großen Versprechungen getäuscht) so möchten sie den Eid, die Geisseln, nur bestimmen, den er gern

schwören, die er gern, zum Unterpfand seiner Aufrichtigkeit stellen wolle; keine Zeit, keine Veränderung, kein Zufall würde je das Andenken dieser Gunst bey ihm vertilgen. Sie schlugen ihm seine Bitte standhaft, aus verschiednen Gründen, ab, hauptsächlich aus dem der Unzuverlässigkeit seiner Versprechungen, der Größe des Uebels und aus folgenden: sie könnten, um der Gefahr ihrer eignen Seelen willen, ihn weiter nicht für König erkennen, weil er mit dem Kirchenbann behaftet sey; sie sähen diesen Umstand als eine von der Vorsehung ihnen geschenkte Gelegenheit an, die sie mit beyden Händen ergreifen müßten, den Staat von ihm zu befreyen, da die Kirche, da der Pabst selbst es billige, geböte, und sie von ihrem Eide, den sie ihm geschworen, losgesprochen hätte.

Er sendet zum zweytenmal an sie, zum drittenmal; sie bleiben unbeweglich. Die Sache schien sich der Entscheidung durch eine Schlacht zu nähern. Schon machten beyde Theile Anstalten, als bey der ersten Dämmerung des Tages, an dem das Loos sonst geworfen wäre, die Schwaben und die Sachsen an den König senden und ihm sagen lassen, ob er gleich weder im Krieg noch

in Frieden sich aus Recht und Gesetzen jemals etwas gemacht hätte, so wollten sie doch nach den Gesetzen mit ihm verfahren, und ungeachtet seine Verbrechen klar am Tage lägen, die Sache der Entscheidung des römischen Pabstes überlassen; den wollten sie bewegen, daß er gegen Lichtmesse nach Augsburg käme, und da in Gegenwart aller Fürsten des ganzen Reiches, nach Anhörung der Gründe beyder Theile entweder ihn frey oder schuldig spräche. Doch müsse er vorher die Aufhebung des Kirchenbannes zu erhalten suchen; wenn die vor Verlauf eines Jahres, vom Tage an, da er über ihn ausgesprochen wurde, gerechnet, durch seine Schuld, nicht erfolgte, so sey es auf immer um alle seine Ansprüche an das Reich geschehen, weil nach den Gesetzen einer, der ein Jahr lang im Kirchenbann gewesen, nicht mehr regierungsfähig sey. Wenn er diesen Vorschlag annähme, und gegen den römischen Pabst in allen Dingen folgsam seyn wolle, so sollte er einen Beweis dadurch geben, daß er alle mit ihm Excommunicirte von seiner Gesellschaft und von seinem Umgang entferne; seine Armee

aus=

auseinander lasse, sich nach Speyer begebe, und daselbst bloß in Gesellschaft des Bischofs von Verdün und einiger wenigen, von denen jedoch dargethan werden müßte, daß sie nicht unter dem Kirchenbann lägen, als Privatmann, ohne Theilnehmung an irgend einem öffentlichen Geschäfte, ohne alle königliche Pracht, ohne alle Zeichen der königlichen Würde, ohne sich in irgend einer Kirche sehn zu lassen, bis zur Versammlung, auf der seine Sache untersucht werden sollte, verbleibe; ferner die Stadt Worms ihrem Bischof wieder einräume und durch Eid und Geisseln Sicherheit gebe, daß die Einwohner sich nie wieder gegen den Bischof aufstehnen würden; endlich daß sie, dafern die geringste dieser Bedingungen von ihm verletzt würde, befugt seyn sollten, ohne den Vorwurf der Treulosigkeit und des Meineids zu fürchten zu haben, ohne den Ausspruch des Pabstes abzuwarten, diejenigen Maßregeln in Ansehung des Reiches, die ihnen gut dünken würden, zu ergreifen. Der König wünschte sich selbst viel Glück dazu, daß er durch diese zwar so schimpfliche Bedingungen die ihm vorgestandne Gefahr wenigstens fürs gegenwärtige etwas abgewandt hatte,

und versprach in allen Stücken die baldigste Erfüllung, ließ auch gleich die Bischöfe von Köln, Bamberg, Strasburg, Basel, Speyer, Losanne, Zeitz und Osnabrück, den Ulrich von Cosheim, den Eberhard, den Hartmann und die übrigen Excommunicirten, vormals seine liebsten Räthe, aus dem Lager gehn, rief seine Besatzung aus Worms ab, ließ die Kriegsvölker aus einander, ging mit einigen wenigen nach Speyer und lebte hier eine Zeitlang so ziemlich eingezogen. Die Schwaben und Sachsen, nachdem sie den Bischof von Worms wieder in ruhigen Besitz seiner Stadt gesetzt, gingen frohlockend und triumphirend heim, sandten an den Pabst, ihm alles zu berichten, und ihm inständigst zu bitten, daß er sie zu der bestimmten Versammlung mit seiner Gegenwart beehren möchte.

So wird kein Europäischer Monarch wieder nach Italien reisen.

Der König unterdessen, der einsah, daß sein ganzes Heil darauf beruhe, vom Kirchenbanne binnen der bestimmten Frist absolvirt zu werden, und daß es bedenklich wäre, die Ankunft des Pabstes seines schon gegen ihn eingenommenen Richters in

Deutschland, wo seine unversöhnlichen Feinde ihn noch mehr gegen ihn aufbringen würden, abzuwarten, nimmt die Partei dem Pabste bis in Italien entgegen zu gehn, und die Aufhebung des Bannes von ihm, auf was immer für eine Art, zu erlangen zu suchen, um die größte Schwierigkeit, die ihm jetzt im Wege stand, zu überwinden, indem er nemlich als Excommunicirter mit keinem Fürsten rathschlagen, ja sich nicht einmal an irgend einen Freund wenden konnte. Kurz also vor Weihnachten tritt er mit seiner Gemahlin und kleinem Sohn die Reise an. Von freyen Menschen begleitete ihn bloß ein Einziger, der aber auch nicht einmal aus einer besonders guten Familie war, auch kein sonderliches Vermögen hatte. Zu den Kosten einer so langen Reise mußte er Beyhülfe suchen; aber mancher, dem er sonst in bessern Umständen gutes erwiesen, hörte seine Bitte ungerührt; einige wenige thaten etwas für ihn entweder aus Dankbarkeit oder aus Mitleid. So tief war der große, der reiche Monarch gefallen. Auch die übrigen Excommunicirten wanderten alle mit schnellen Schritten nach Italien, je eher je lieber absolvirt zu werden. Keiner von ihnen hat-

te das Herz, aus Furcht vor den Fürsten oder vielmehr vor dem Pabste, mit dem Könige Gesellschaft zu machen.

1077. Unterwegens feierte Heinrich das Weihnachtsfest zu Besançon in Burgund, wo ihn ein Onkel seiner Mutter, Graf Wilhelm, der dort weitläuftige und schöne Güter hatte, noch prächtig genug für seinen unglücklichen Zustand aufnahm und bewirthete. Daß er nicht gerades Weges nach Italien ging, sondern durch Burgund, kam daher; er hatte gewisse Nachricht, daß die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold alle Wege und Päße nach Italien mit Wachen besetzt hatten, ihm die Durchreise zu verwehren. Als er nach dem Feste weiter reiste, begegnete ihm an einem andern Orte, Civis genannt, seine Schwiegermutter und ihr Sohn Amadeus, der in diesen Gegenden großes Ansehn und weitläuftige Besitzungen hatte. Auch diese erwiesen ihm Ehre, nur die Durchreise wollten sie ihm nicht umsonst gestatten, er sollte dafür dem Amadeus fünf ihm nahgelegne Bisthümer in Italien abtreten. Eine harte und unausstehliche Foderung; allein keine Verwandtschaft, kein Mitleid vermochte etwas bey

diesen Herzen. Viel Zeit ging darüber hin, und kaum wurde endlich noch so viel erlangt, daß Amadeus sich bewegen ließ, mit einer der besten Provinzen von Burgung vorlieb zu nehmen. So hatte der Herr in seinem Zorne nicht bloß die Herzen derer, die dem Könige mit Eid und Dankbarkeit verpflichtet waren, sondern auch seiner nächsten Angehörigen und Blutsverwandten abgewandt. Kaum war dieses Hinderniß gehoben, so war ein neues wieder da. Es war ein sehr harter Winter, und die unermeßlich ausgedehnten Gebirge, durch die der König mußte, waren voll Eis und Schnee, und ohne Lebensgefahr konnte man weder zu Fuß noch zu Pferde durchkommen. Die Annäherung des Jahrtages, an dem der König excommunicirt war, litt durchaus keinen Aufschub, also mußte es, obgleich mit der augenscheinlichsten größten Lebensgefahr versucht werden. Bald wurde auf Händen und Füßen gekrochen; bald mußten sie hinunterglitschen. Die Königin und das übrige Frauenzimmer wurden auf Ochsenhäuten hinuntergezogen. Die Pferde wurden theils mit Maschinen hinunter gelassen, theils mit zusammengebundnen

Füßen hinuntergeschleppt, viele starben davon, die meisten wurden beschädigt; die wenigsten blieben unverletzt. Wie das Gerücht von des Königs Ankunft nach einer so gefährlichen Reise in Italien sich verbreitete, strömten ihm fast alle Bischöfe und Grafen aus Italien entgegen, und empfingen ihn mit den größten Ehrenbezeugungen; binnen wenig Tagen sah er ein unzähliges Kriegsvolk um sich versammelt; denn sie hatten schon, seit dem Anfange seiner Regierung gewünscht, daß er kommen möchte, weil dieß Land immer von innerlichen Kriegen, Befehdungen und Räubereyen grausam zerrüttet wird, und sie hofften, des Königs Ansehn würde allem diesem Unfug steuern. Außerdem hatte das Gerücht ausgesprengt, er käme mit dem entschlossensten Vorsatz, den Pabst abzusetzen; sie waren daher froh über die Gelegenheit, die sie zu bekommen glaubten, sich an diesem, der sie vor geraumer Zeit von der Kirche ausgeschlossen, zu rächen. Unterdessen war der Pabst, auf die Bitte der deutschen zu Oppenheim versammelt gewesenen Fürsten, wider den Rath der vornehmsten Römer, die es für ein mißliches Unternehmen von sehr unge-

wissem Ausgange hielten, von Rom aufgebrochen und reiste so schnell wie möglich. Das Geleit dabey gab ihm die Wittwe des Herzogs Gozelo von Lothringen, Matilda, Tochter des Marggrafen Bonifacius und der Gräfin Beatrix. Sie hatte schon bey ihres Mannes Zeiten gewissermaßen ein Wittwenleben geführt, durch die große Entfernung, worin sie sich von ihm befand, indem sie nie ihr Geburtsland verlassen, und ihm nach Lothringen folgen wollte, er aber wegen seiner Geschäfte in Lothringen nur alle drey oder vier Jahr einmal einen Besuch in Italien machen konnte. Nach ihres Gemahls Tode war sie beständig, wie eine unzertrennbare Gefährtin in der Gesellschaft des Pabstes, gegen den sie eine Verehrung bewies, die Bewunderung erregte. Da sie über einen großen Theil Italiens zu befehlen hatte, und an Reichthum und andern irdischen Vorzügen alle Fürsten jenes Landes übertraf; so war sie gleich mit allem ihrem Vermögen bey der Hand, den Pabst, worin es seyn mochte, zu unterstützen, und war unermüdet, ihm als ihrem Vater und Herrn jede Art von Dienst zu erweisen. Daher konnte sie auch dem

Verdacht eines schändlichen Liebeshandels mit ihm nicht entgehn; des Königs Freunde, besonders die Geistlichen unter ihnen, denen der Pabst ihre unerlaubten mit den Kirchensatzungen streitigen ehelichen Verbindungen untersagt hatte, erzählten öffentlich, daß der Pabst Tag und Nacht wider allen Wohlstand bey ihr zubrächte, und daß es seine ihr allzulieben Umarmungen wären, um derentwillen sie nicht wieder hätte heirathen wollen. Allein wer nur einigermaßen vernünftig dachte, dem war der Ungrund aller dieser Erzählungen so klar wie der Tag. Denn nicht nur der Pabst befliß sich eines so vollkommnen, apostolischen Wandels, daß nicht der kleinste Fleck auf seinem erhabnen Charakter haften konnte, sondern auch sie war ja beständig in einer so großen Stadt und von so viel Menschen umgeben, daß ihre unerlaubten Schritte, falls sie dergleichen gethan, nicht hätten verborgen bleiben können. Auch die häufigen Zeichen und Wunder, die auf das Gebet des Pabstes erfolgten, und sein brennender Eifer für Gott und für die Kirchengesetze, waren ihm Schutzes genug, gegen die giftigen Pfeile der Verleumder. Auf seine eilfer-

tige Reise also nach Deutschland, wie er die unerwartete Nachricht hört, der König sey schon in Italien, geht er, auf Zureden der Matilda, vom Wege ab, nach einem sehr festen Schlosse, Canossa genannt, um hier erst die Absichten des Königs, ob er nemlich Abbitte zu thun, oder mit bewaffneter Hand Rache zu üben gekommen sey, zu erforschen.

Schicksale der Bischöfe und der übrigen, die nach Italien reisten, um Absolution vom Kirchenbann zu suchen, und wie sie sich vom Pabste kindlich züchtigen ließen.

Dietrich, Bischof von Verdün, ein Mann von der standhaftesten Treue gegen den König, machte sich nach dessen Abreise, auf den Weg, um ihn noch einzuholen. Er wurde von einem Grafen Adelbert, der auf einem Schlosse, Culewo, seinen Sitz hatte, gefangen und alles dessen beraubt, was er zum Behuf einer so langen Reise mit vieler Mühe gesammelt hatte. Nach einer langen Gefangenschaft mußte er, seine Freyheit zu erlangen, dem Grafen geben was er foderte, und vorher schwören, dieses Unrecht nie weder durch geistliche noch weltliche Mit-

tel zu rächen. — Rubert, Bischof von Bamberg, wurde, da er den Weg durch Baiern nahm, von Herzog Welf angehalten, der jedoch die bischöflichen Kleidungsstücke und was sonst zum Kirchenschmuck gehörte, nach Bamberg vollständig und unbeschädigt zurücksandte, alles aber, was der Bischof persönlich besaß, behielt und ihn selbst von Weihnachten bis Bartholomäi auf einem festen Schlosse in der engsten Gewahrsam hielt, und sich durch keine Bitten, keine Geschenke seiner Freunde, ihn loszulassen, bewegen ließ. Die übrigen Bischöfe und Weltlichen, die der Pabst excommunicirt hatte, und die der König aus Noth gedrungen, von sich hatte entfernen müssen, kamen, ungeachtet ihnen in den Pässen allenthalben aufgelauert wurde, glücklich durch, trafen den Pabst zu Canossa, und flehten ihn mit bloßen Füßen und im wollnen Bußhabit am nackten Leibe um Verzeihung ihrer frechen gegen ihn begangnen Empörung und um Befreyung vom Kirchenbann. Er antwortete, denen, die ihre begangne Sünde aufrichtig erkennten und beweinten, könne er zwar Barmherzigkeit nicht versagen, allein eine so lange angehaltne Widerspenstigkeit, ein so tief eingefreßner Sündenrost müsse durch eine eben-

falls länger anhaltende Buße ausgebrannt und ausgekocht werden; daher, wenn sie wirklich Reue empfänden, müßten sie alles geduldig leiden, was er auch zu Heilung ihrer Wunden für schmerzhafte kaustische Mittel gebrauchen würde. Nachdem sie Versicherung gegeben, wie bereit sie wären, alles zu leiden, ließ er sie jeden besonders, in einsame Zellen einsperren, so daß keiner mit dem andern ein Wort sprechen konnte. Bloß des Abends bekamen sie etwas sehr weniges zu essen und zu trinken, so viel zum Lebensunterhalt nöthig war. Auch den Weltlichen legte er ihre Buße auf, so hart wie sie jeder nach seinem Alter und nach seinen Kräften ertragen konnte. Wie sie einige Tage lang so gehalten waren, ließ er sie vor sich, gab ihnen sanftmüthig einige Verweise, ermahnte sie künftig dergleichen nicht wieder zu begehen, und hob alsdann den Kirchenbann, worunter sie lagen, auf. Bey ihrer Abreise hielt er ihnen nochmals alles vor, und gebot ihnen zu wiederholtenmalen ja sich in keinen Umgang noch Verbindung mit König Heinrich, so lange er dem päbstlichen Stuhl nicht Genüge gethan, einzulassen; nur dieß einzige erlaubte er ihnen, mit dem Könige bloß in der Absicht zu sprechen, um ihn zur

Buße zu ermahnen und ihn abzuhalten, daß er sich nicht in das Unglück, auf das er so zurenne, wirklich hineinstürzen möchte.

Heinrich zu Canossa.

Unterdessen erlangte Heinrich von der Gräfin Matilda, daß sie sich zu einer Unterredung mit ihm verstand, wo er ihr eine Menge Bitten und Versprechungen an den Pabst auftrug, und ihr seine Schwiegermutter und deren Sohn, wie auch den Marggrafen Apzo, den Abt von Clugny und einige andre vornehme Italiener mit gab, die, wie er voraussetzte, beym Pabste etwas vermochten, um durch aller dieser Bitten zu erlangen, daß der Pabst ihn vom Banne loßsprechen und die partheiischen Klagen der deutschen Fürsten nicht ununtersucht glauben möchte. Der Pabst erklärte sich gegen diese Gesandtschaft, es sey unschicklich und ganz wider die Kirchengesetze, in Abwesenheit der Kläger die Sache des Beklagten vorzunehmen; wenn der König so sehr auf seine Unschuld baute, so könnte er ja mit dem größten Vertrauen den bestimmten Tag zu Augsburg abwarten. Er wolle da nach genauer Abwägung der beyderseitigen Gründe, ohne alle Partheilichkeit, nach den Kirchengesetzen

über jeden Punkt einen der strengsten Gerechtigkeit so gemäßen Ausspruch thun, wie nur möglich. Jene versetzten, des Königs Absicht sey auch keineswegs sich seinem Ausspruche zu entziehn; er halte ihn vielmehr für den unbestechlichsten Handhaber und Rächer der Billigkeit und Unschuld; jetzt käme es aber darauf an, daß er von dem Banne vor dem Jahrstage, da dieser über ihn verhängt wurde, absolvirt werde; die deutschen Fürsten lauerten nur darauf, daß dieses nicht geschähe; weil er in dem Fall, nach dem Herkommen, nicht länger König seyn könne, und keine Untersuchung weiter, zur Darthuung seiner Unschuld statt fände; daher sey bloß dieses jetzt seine flehentliche Bitte, ihn von diesem Anathema zu befreyen; er verspräche, alle mögliche Sicherheit zu geben, daß er nachher, an welchem Tage, an welchem Orte der Pabst es befehlen würde, über jeden Punkt, den seine Kläger gegen ihn vorbrächten, zu antworten, den Ausspruch des Pabstes folgsam abwarten, und wenn er ihn verdammen sollte, die Regierung mit gelaßnem Gemüthe niederlegen wolle. — Lange weigerte sich der Pabst aus Furcht vor dem großen, fast noch jugendlichen Wankelmuth des Königs, den die

Schmeichler so leicht auf andre Gedanken bringen konnten; doch durch das dringende Anhalten der Unterhändler und durch die Stärke ihrer Gründe zum Nachgeben gebracht, wollte er ihn unter der Bedingung absolviren, daß Heinrich, zum Beweise einer wahren und herzlichen Reue dem Pabst die Krone und übrigen Zeichen der königlichen Macht überliefern und sich für unwürdig erklären sollte, länger König zu seyn oder zu heißen. Dieß funden die Gesandten zu hart, und endlich ließ er sich durch ihre nachdrücklichen Vorstellungen und dringenden Bitten erweichen. Heinrich kam also, wie es der Pabst vorgeschrieben, ließ sein ganzes Gefolge vor dem Thore der ersten Mauer, und nachdem er selbst hineingelassen war, legte er allen königlichen Schmuck ab, und wartete mit bloßen Füßen, ohne etwas genossen zu haben, vom Morgen bis Abend, auf des Pabstes Ausspruch. So am zweyten, so am dritten Tage. Endlich am vierten wurde er vorgelassen, und nach vielen gewechselten Reden, unter folgenden Bedingungen absolvirt, an einem vom Pabst zu bestimmenden Tage und Orte sollte er zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Fürsten sich einfinden, auf die Klagen, die man

gegen ihn vorbringen würde, antworten, und alsdann den richterlichen Ausspruch des Pabstes abwarten, ob er das Reich behalten solle, oder nach den Kirchengesetzen zu verlieren verdient habe, in beyden Fällen aber sollte er sich niemals an irgend einen Menschen deswegen rächen; bis zu dem Tage aber sollte er sich aller königlichen Ehren, alles königlichen Schmucks enthalten, sich in keine Regierungsgeschäfte mengen, von den königlichen Einkünften nur so viel brauchen, als zu seinem und der seinigen nothdürftigen Unterhalt erfordert würde; alle, die ihm mit dem Eide der Treue verpflichtet wären, sollten in der Zwischenzeit bey Gott und Menschen davon frey und loß seyn; den Bischof Ulrich von Bamberg, den Ulrich von Cosheim und die übrigen, deren Rath ihn und den Staat zu Grunde gerichtet, sollte er auf immer von seiner Vertraulichkeit ausschließen; wenn er nach einer hinlänglichen Rechtfertigung wieder zur Regierung gelangte, so sollte er beständig dem römischen Pabste in allem unterthan und gehorsam und ihm mit allen Kräften behülflich seyn, jeden noch so eingewurzelten Misbrauch, der gegen die Kirchengesetze lief, abzuschaffen; endlich, wenn er eine dieser Bedingungen

verletze, sollte diese jetzt von ihm so sehr gewünschte Absolution ungültig seyn; vielmehr sollte er dann für überführt und selbsteingeständig gehalten werden, und die Fürsten berechtigt seyn, einen neuen König zu wählen. Mit Freuden nahm der König diese Bedingungen an, und versprach, unter den heiligsten Betheurungen, alles zu erfüllen. Doch bloß auf seine Versicherungen verließ man sich nicht, sondern der Abt von Clugny, der als Mönch nicht schwören wollte, gab vor den Augen des allsehenden Gottes sein Wort; die Bischöfe aber von Zeitz und Vercelli, Marggraf Apzo und die übrigen Theilnehmer dieses Vergleiches, legten über die Reliquien einiger Heiligen einen Eid ab, daß Heinrich alles treulich erfüllen würde. Darauf sprach der Pabst ihn los, hielt eine feyerliche Messe, und rief nach vollbrachtem Opfer den König mit der ganzen zahlreichen Menge zum Altar, und sprach, indem er den Leichnam des Herrn in der Hand vor sich hinhält: „Schon längst habe ich von dir und deinen Anhängern Briefe bekommen, worin du mich beschuldigtest, ich hätte den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen, ich hätte sowohl vor als nach meiner Gelan-

gung

gung zur bischöflichen Würde mein Leben mit Verbrechen befleckt, die mir nach den Kirchengesetzen allen Zutritt zu heiligen Aemtern hätten versperren müssen. Ob ich nun gleich jede di-ser Beschuldigungen durch viele, wenigstens durch gültige Zeugen widerlegen könnte, durch Zeugen, denen mein ganzer Lebenswandel von meiner Kindheit an bekannt st, durch Zeugen, die mich zu dieser Würde befördert haben, so will ich doch zeigen, daß ich mich nicht so wohl auf Menschen als Gottes Zeugniß berufe, will allen und jeden durch das kürzeste Mittel jeden Zweifel an meinem Wandel benehmen; hier ist der Leichnam unsers Herrn, ihn nehme ich jetzt, daß Er Zeuge meiner Schuld oder Unschuld werde; der Herr sey jetzt mein Richter, spreche mich frey, wenn ich unschuldig bin, lasse mich eines plötzlichen Todes sterben, wenn schuldig" Nachdem er mit diesen und andern üblichen schaudervollen Worten Gott als Richter und Rächer seiner Unschuld angefleht, nahm er ein Stück vom Leibe des Herrn und aß. Worauf, als er es mit dem freyesten Anstande verrichtet hatte, das Volk Gott für seine Unschuld mit lauten Aus-

rufungen dankte, bis sie auf sein Verlangen wieder still wurden; da wandte er sich an den König und sprach: „Mein Sohn, thue nun, wenns dir gefällig ist, was du mich hast thun gesehn; die deutschen Fürsten liegen uns täglich mit Klagen in den Ohren; sie geben dir eine große Menge von Verbrechen schuld; sie glauben, daß du dadurch verdient habest, nicht bloß von der Regierung, sondern auch von der Kirche und allem Umgange mit Menschen bis an dein Lebensende ausgeschlossen zu werden. Sie wünschen sehr, daß ein Tag und ein Ort bestimmt, und ihre Klagen wider dich nach den Vorschriften der Kirche untersucht werden. Lieber, du weist, menschliche Urtheile sind meistens schwankend; bey öffentlichen Untersuchungen gilt oft Lügen für Wahrheit; die Lüge von geschickten Rednern mit lieblichen und angenehmen Worten ausgeschmückt, gefällt, und die Wahrheit von keiner Beredsamkeit unterstützt, wird verachtet. Da ich nun dein Bestes wünsche, weil du in deinem Elende dich mit deiner Bitte an den apostolischen Stuhl um Schutz gewandt hast, so folge meinem Rathe. Bist du deiner Unschuld gewiß, — bist du ge=

wiß, daß ihre Beschuldigungen nichts als boshafte Verleumdungen sind; wohlan, hier ist ein Mittel in der Kürze, die Kirche Gottes von allem Aergerniß und dich von einem Streite, dessen Ausgang sehr ungewiß ist, zu befreyen, nimm diese andre Hälfte von dem Leichnam unsers Herrn, damit Gott durch sein Zeugniß deine Unschuld offenbare; alle Mäuler, die wider dich reden, werden dann verstummen, ich werde dein Sachwalter, dein eifrigster Vertheidiger seyn; die Fürsten werden sich mit dir aussöhnen, du wirst wieder König, und die Flamme des Bürgerkrieges, der den Staat so lange verheert, wird auf ewig erlöschen." Ueber diesen unerwarteten Antrag geräth der König in die heftigste Bewegung, dreht sich, wendet sich, geht mit seinen Rathgebern bey Seite, rathschlägt, wie er einer so entsetzlichen Probe ausweichen soll. Endlich faßt er sich, bittet den Pabst zu bedenken, „daß die Fürsten nicht gegenwärtig sind, so wohl diejenigen, die ihm noch im Unglück treu geblieben, als seine Feinde; ohne jener Rath dürfe er nicht, und diese würden doch keinen Beweis seiner Unschuld gelten lassen, den sie nicht selbst gesehn; der Pabst möchte

lieber die Sache bis zu der bestimmten Versammlung aufschieben; da wolle er, der König, schon alle Beschuldigungen widerlegen.' Der Pabst war es gleich gern zufrieden. Nach dem Gottesdienst ladete er ihn zum Mittagsmahl und bewirthete ihn aufs gütigste, unterrichtete ihn darauf nochmals von allem, was er thun müßte, und ließ ihn sodann wieder zu den Seinigen. So gütig war er noch, daß er vorher den Bischof Eppo von Zeitz absandte, mit Vollmacht alle die Excommunicirten im Gefolge des Königs, wozu alle die Italiener gehörten, zu absolviren, damit der König den Umgang mit ihnen nicht aufzuheben nöthig hätte.

Wie die Italiener sich dabey nehmen.

Eppo langte an und machte bekannt, warum er gesandt sey. Auf einmal gerathen die Italiener in eine Art von Wuth. Sie knirschen mit den Zähnen, drohen mit den Händen und fahren den apostolischen Gesandten mit den ärgsten Spöttereyen, mit den abscheulichsten Schimpfwörtern und Flüchen an: „sie machten sich nichts aus des Pabstes Bann; schon längst hätten die italienischen Bischöfe alle ihn aus gerechten Ur-

sachen in den Bann gethan: denn er habe den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen, mit Mordthaten besudelt, mit Ehebrüchen und andern abscheulichen Verbrechen entehrt; der König hätte nicht so handeln müssen; habe seine Ehre mit unauslöschlicher Schande befleckt, habe die königliche Majestät vor einem Ketzer, vor einem schändlichen Menschen gebeugt; in ihm hätten sie einen Handhaber der Gerechtigkeit und der Kirchengesetze erwartet, und Er, durch seine schimpfliche Demüthigung habe die Religion selbst, die Kirche und den Staat verrathen; sie hätten seinetwegen, um ihn zu rächen, dem Pabste alle mögliche Beleidigungen zugefügt, und nun — schändlich sey es — säßen sie in der Klemme, nachdem er für sich selbst gesorgt und sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde ausgesöhnt." Durch solche Reden nehmen sie in kurzer Zeit das ganze Volk wider den König dergestalt ein, daß aller Wunsch und Stimme dahinging, an seiner statt, da er sich selbst des Scepters unwürdig gemacht, seinen Sohn, so unmündig er sey, zum König zu ernennen, mit dem nach Rom zu gehn, und einen andern Pabst zu wählen, der ihn gleich zum Kaiser krönen, und alles, was der fal-

sche Pabst gethan, cassiren sollte. Auf die Nachricht von dieser neuen sehr ungelegnen Verschwörung sendet der König eilends einen Fürsten nach dem andern, so viel ihrer bey ihm sind, ab, um, durch was immer für Vorstellungen, durch was für Mittel, die Gemüther zu besänftigen, und zu überreden, daß die Absicht des Königs nicht gewesen, ihnen zu schaden, daß die äußerste Noth ihn zu diesem Schritt gedrungen; er hätte sein deutsches Reich nicht behaupten können, wenn er nicht wäre absolvirt worden; in der Folge wolle er alle Mühe, allen Fleiß anwenden, sein und ihr Unrecht zu rächen. Der Ausbruch des Feuers wurde durch diese Vorstellungen zwar verhütet, aber es wurde nicht gelöscht; die Vornehmsten verließen voll Unwillens das Lager, ohne sich um den König zu bekümmern. Die übrigen ließen zwar, als der König selbst ankam, ihren Zorn nicht merken, erwiesen ihm aber die gewöhnliche Ehrerbietung nicht, machten keine so prächtige Anstalten, wie die Gegenwart eines Königs erfodert, sondern mit abgewandten Blicken standen sie allenthalben in Winkeln und machten leise Anmerkungen über seinen Wankelmuth, über seine Untüchtigkeit und Unbedachtsamkeit.

Wie er hierauf nach der Könige Gewohnheit Italien durchreiste, allenthalben Gericht zu halten, holten sie ihn in keiner Stadt ein; keine Fackeln brannten ihm zu Ehren, kein freudiges Zurufen erscholl, wie sonst beym Einzuge der Könige gebräuchlich war. Er mußte draußen vor den Städten sein Lager aufschlagen; dahin brachten sie für ihn und für sein Kriegsvolk kaum so viel als zu ihrer Nahrung nöthig war, statt der sonst gewöhnlichen königlichen Tractamente; kurz sie thaten gerade so viel und nicht mehr, als nöthig war, um sie nicht eines offenbaren Abfalls beschuldigen zu können. Dazu stellten sie allenthalben Wachen aus, um seine Leute mit bewaffneter Hand abzuhalten, daß sie keine Beute aus den Dörfern oder von den Aeckern holen sollten. Ueber alles dieß war der König sehr erschrocken, und er glaubte kein Mittel unversucht lassen zu müssen, um die Italiener mit sich zu versöhnen. Dazu schien ihm nun der einzige Weg, den Vergleich mit dem Pabste zu brechen. Also ruft er den Ulrich von Cosheim und die übrigen, deren Umgang ihm der Pabst bey Strafe des schärfsten Anathema untersagt hatte, wieder zu sich, macht sie wieder zu seinen Vertrauten, und zieht sie über alles

zu Rath. Nun überzeugt er die Italiener, wie geneigt er ist, aufs neue mit dem Pabst zu brechen. Ihr Unwille legt sich, sie werden ihm gewogner, täglich mehrt sich ihre Zahl, sie versprechen ihm alle Unterstützung und fangen an, sie zu leisten. Von deutschen Fürsten waren damals bey ihm Liemar Erzbischof von Bremen, die Bischöfe Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück Burchard von Lausanne, und Burchard von Basel; von Weltlichen, Ulrich, Eberhard, Bertold und fast alle die, die ihn zu Oppenheim wegen des Bannes hatten verlassen müssen, und die jetzt, da er wieder mit der Kirche ausgesöhnt war, einmüthig zu ihm eilten, und unzertrennliche Gefährten seiner Wallfahrt wurden.

XI.

Bruno.

Kein deutscher Autor des Mittelalters ist mit dem Mönch Bruno, dem Zeitgenossen Lamberts in Ansehung des Feuers und Lebens in seinem Vortrage, in Ansehung der Eigenschaften, die man Geist zu nennen pflegt, zu vergleichen. Aber es ist

ein bösartiger, partheyischer, bittrer Geist, der ihm sein ganzes Werk, der ihm Plan, Gedanken und Worte eingab. — Er ist der feurigste Eiferer für Freiheit und Kirche. Ein Mönch und ein Eiferer für die Freiheit! und dieses in den Zeiten der Barbarey, der Unwissenheit und des Aberglaubens! im eilften Jahrhundert! die Erscheinung ist sonderbar. Hätte dieser Eifer ihn nur nicht verführt, das erste und heiligste Gesetz der Geschichte, das strenge Unpartheilichkeit von ihm fodert, zu übertreten, so würde ich ihn vielleicht selbst Lamberten vorziehn. Allein Partheilichkeit, und was noch ärger ist, Haß und Rache führten seine Feder. Er haßt den unglücklichen Heinrich; als Mönch und als Sachse möchte er in Schriften das Unrecht noch gern an ihm rächen, was seine Landsleute, die Sachsen, und die Kirche, wie er sich einbildete, von diesem für seinen Leichtsinn so hart bestraften Monarchen erlitten hatten. Er mahlt ihn mit den schwärzesten Zügen des Lasters und der Tyranney. Man kann ihn in Ansehung des Giftes, der beständig aus seiner Feder fließt, mit einigen englischen Schrift-

stellern von der Whigparthey vergleichen, die das unglückliche stuartische Haus auch noch in ihren Schriften mit boshaften Erzehlungen und hämischen Tadel ihrer unschuldigsten Handlungen verfolgen. Insbesondre hat sein Werk, in Ansehung des Zweckes sowohl als der dazu gewählten Mittel große Aehnlichkeit mit Miltons Vertheidigung des englischen Volks. Brunos Zweck war seine Sachsen wegen ihres Aufstandes gegen den Kaiser zu vertheidigen, so wie Milton seine Engländer wegen ihrer begangnen Gewaltthätigkeiten gegen ihren König rechtfertigen wollte. Beide bedienen sich des ungroßmüthigen Mittels, das Privatleben der beiden Monarchen, das vielleicht sträflich war, ans Licht zu bringen, und ihre Fehler wie schwache Laster, ihre Vergehungen wie abscheuliche Verbrechen vorzustellen. Beide raffen mit Begierde alle schändlichen Erzehlungen zusammen, die, besonders in Zeiten innerlicher Unruhen, von der Bosheit erdacht, oder doch, wenn sie etwas wahres enthalten, mit vielen falschen Zusätzen, Verdrehungen und Uebertreibungen pflegen verbreitet zu werden, um einem Prinzen, der das

Unglück hat, seinem Volke zu mißfallen, völlig alle Liebe, alle Achtung, alles Mitleid sogar, das sein unglückliches Schicksal erregen könnte, zu entziehen.

Diese Partheilichkeit und Heftigkeit abgerechnet, übertrift Bruno alle unsre Geschichtschreiber des Mittelalters an historischen Talenten. In der Darstellung einzelner Charaktere und Begebenheiten ist Lambert ihm an die Seite zu setzen, und oft vorzuziehn; aber in Ansehung des Ganzen, in deutlicher und leichter Darstellung einer Reihe von Begebenheiten, die als Ursachen und Wirkungen mit einander verknüpft sind, ist Bruno der erste. In Ansehung des Vortrages weiß ich nicht, ob ich dem sanften, anziehenden Lambert, oder dem feurigen, hinreissenden Bruno den Vorzug geben soll.

Aber Bruno hat noch ein eignes Verdienst. Er ist der erste deutsche Geschichtschreiber, der seine Erzehlung durch eingerückte Urkunden, vollständig, glaubwürdig, lehrreich und interessant zu machen gewußt und verstanden hat. Otto von Freisingen, wie wir in der Folge sehen werden, war der Zweite, der seinem Werke durch

den Gebrauch der Urkunden einen neuen Werth zu geben wußte. Bruno hat uns interessante Stücke aus dem Briefwechsel theils der deutschen Bischöfe, die in den damaligen Verwirrungen Hauptpersonen waren, theils Heinrichs und Gregors des VII. theils dieser beiden mit den Bischöfen, mitgetheilt.

Noch muß ich etwas von den Reden erwehnen, die er seinen Hauptpersonen bey wichtigen Auftritten halten läßt. Ich darf sagen, daß schwerlich irgend ein Nachahmer der Alten in diesem Stücke mehr Urtheilskraft und Genie bewiesen hat. Seine Personen treten an solchen Orten und unter solchen Umständen auf, wo man lange Reden nicht allein sehr wohl erwarten kann, sondern sogar erwarten muß. Die Reden selbst sind den Absichten des Redenden völlig angemessen; keine Gemeinörter; es sind Betrachtungen oder Gesinnungen, wie sie Charakter, Leidenschaften und Umstände gerade damals dem Redenden eingeben mußten; sie sind endlich voll Geist und Leben.

Uebrigens ist von den persönlichen Umständen dieses durch seine Fähigkeiten und durch seine Denkungsart sich so sehr auszeichnenden Geschichtschreibers weiter nichts bekannt, als daß er ein Sachse, ein Mönch und ein Zeitgenosse der Begebenheiten war, die er beschrieben hat.

Er dedicirte sein Werk dem Bischof Werner von Merseburg, in dessen Diöcese wahrscheinlich das Kloster lag, in dessen Zellen Bruno seinen, wie es scheint, für ein thätigeres Leben erschaffnen, republicanischen Geist verathmen mußte. In der Zuschrift versichert er, die Wahrheit der Begebenheiten, die er vorträgt, von Personen, die daran Theil gehabt, erforscht zu haben.

Folgende Auszüge aus seinem Werke werden nunmehr die Idee, die ich von diesem interessanten Mönche gegeben habe, rechtfertigen können.

Nachdem Kaiser Heinrich diese Welt durch einen glücklichen Tod verlassen, übernahm sein unglücklicherweise in ihr zurückgebliebener Sohn Heinrich der IV. die Regierung durch einmüthige Wahl. Da er sie selbst als ein fünfjähriger Knabe noch

nicht gehörig verwalten konnte, so würde er so wohl als das Reich, auf Befehl aller Fürsten, der Aufsicht seiner Mutter, der ehrwürdigen Kaiserin Agnese, anvertraut. Wie er aber im Fortgange der Zeit zwar wohl an Jahren, aber nicht an Weisheit, weder bey Gott noch Menschen zunahm, und von königlicher Größe berauscht auf die mütterlichen Erinnerungen nicht sehr achtete, entführte ihn Anno, der ehrwürdige Erzbischof von Köln seiner Mutter mit Gewalt, und ließ ihn mit aller Sorgfalt so erziehn, wie ein kaiserlicher Prinz erzogen werden muß, mit Rücksicht nemlich auf des Reichs Beste, nicht auf des jungen Prinzen Beifall. Denn dieser Mann wußte, daß ein unverständiger König sein Volk zu Grunde richtet, daß hingegen die Staaten durch den Rath der Weisen bevölkert werden; auch war ihm nicht unbekannt, daß wie einige sich durch Tugenden aus dem niedrigen Stande, in dem sie geboren wurden, erheben, so andre von großen Vätern erzeugte, wenn es ihnen an Unterricht und Erziehung fehlte, sich durch Vergehungen entehren.

Heinrich, sobald er das unschuldige Knabenalter durchlaufen und beym Eintritt in das Jünglingsalter, das so fruchtbar an Lastern ist, bis zu dem Scheideweg gekommen war, verließ den zur Rechten hinauf sich erhebenden engen Pfad der Tugend, und erwählte die zur Linken breite, abhängige Straße, wo er mit allen Kräften seinen Begierden Befriedigung zu verschaffen suchte. Hierin Freiheit zu haben (denn unter jenem Aufseher wurde es ihm nicht gestattet, seinen Begierden zu folgen) machte er sich erst ganz von dessen Ansehn loß, und litt nicht länger, daß jemand sich unterfinge, ihn führen zu wollen, da er gewählt sey den ganzen Staat zu lenken.

* * *

Um die Zeit war Erzbischof zu Bremen, Adelbert, ein so von Stolz aufgeblasenes Geschöpf, daß er sich einbildete, weder an weltlichem Adel noch an geistlichen Vorzügen hätte er irgend seines gleichen. Als er einst an einem der hohen Festtage in Gegenwart des Königs Messe hielt, und darauf zu dem Volk Gottes Wort vortra=

gen sollte, führte er unter andern klagend an, daß in diesem Lande der gute Adel abgekommen und daß Er allein und der König (sich selbst nannte er zuerst) von gutem Adel übrig sey; seine beiden leiblichen Brüder waren dabey zugegen. Er behauptete eben so viel Gewalt zu haben, wie das Haupt der Apostel, Petrus, den er seinen Bruder nannte; ja er zog sich diesem vor, weil er nicht, wie dieser, den Herrn verleugnet hätte.

Einer Aebtissin in seinem Bisthum, die ich weiß nicht was gegen ihn versehen hatte, gebot er binnen vierzehn Tagen diese Welt zu verlassen. Da sie von ungefehr damals krank wurde, glaubte der eitle Mann, seine befehlsweise gegebene Drohung würde wirklich in Erfüllung gehn. Am funfzehnten Tage, da sie wieder besser ist, sendet sie ich weiß nicht weswegen jemanden an den Erzbischof. Dieser wie er den Boten ansichtig wird, frohlockt und rühmt sich gegen diejenigen, die bey ihm sind: da sehe man, daß seine Worte gegen die Aebtissin eben so kräftig gewesen, als Petrus

seine gegen Saphira. „Sie ist todt,“ ruft er, „die arme, auf meinen Befehl.“ Allein nun kommt der Bote näher und berichtet, daß die Person wieder besser sey, worüber der stolze Mann gewaltig beschämt und zum Schweigen gebracht wurde.

Bey seinem häufigen Aufenthalt am Hofe pflegte er den Tisch täglich mit den ausgesuchtesten Speisen besetzen zu lassen. Eines Tages war durch den allzugroßen Aufwand alles draufgegangen. Sein Küchenmeister hatte nichts gutes mehr, das er konnte auftragen lassen, und auch an Gelde gebrachs: es war alles schon zur Anschaffung von dergleichen ausgegeben. Der Erzbischof, dem dies nicht unbekannt war, suchte sich also vor seinem Küchenmeister zu verbergen, in der Hofnung, dieser sollte durch seine Industrie schon etwas ausfindig machen. Lange sucht ihn der Küchenmeister; endlich erfährt er, daß sein Herr sich in einem Betzimmer gleichsam vor ihm versteckt habe; er geht hinzu; klopft dreist an und verlangt Gehör. Der Erzbischof, der ihn an der Stimme erkennet, fällt plötzlich

nieder, als ob er im Gebet begriffen sey. So kniend trift ihn der Küchenmeister an und kann ihn durch kein Husten, durch kein Räuspern zum Aufstehn bringen. Endlich wirft er sich auch neben dem Erzbischof hin, als wollt er mit ihm beten; flüstert ihm aber ins Ohr. „Bittet, Herr, daß ihr heute „was zu essen kriegt, denn noch weiß ich „nichts, das ich mit Ehren auf euren Tisch „setzen könnte." Nun erst thut der Bischof, als ob er aus einer Ekstase erwache und sagt: „welche Verwegenheit, einfältiger Mensch, mich im Gespräch mit Gott „zu stören! Hättest du gesehn, was Bruder Transmandus zu sehn gewürdigt ist, „du würdest mir, wenn ich im Gebet begriffen bin, nicht so nahe kommen." Dieser Transmandus, der bey der Scene gegenwärtig war, und auf den der Erzbischof sich berief, war ein Maler aus Italien. Da er sah, daß dem Erzbischof ein Gefallen dadurch geschah, so versicherte er, schon lange Engel mit dem Erzbischof in Gespräch gesehn zu haben.

Dieser Bischof also, wie er den jungen König gleich einem zügellosen Rosse sich

in die Abgründe der Laster hineinstürzen sah, statt ihn durch Strenge und Autorität zurückzuhalten, gesellte sich zu ihm, als ein vertrauter Gefährte seiner Ausschweifungen. Statt dem Samen der Tugend durch bischöfliche Ermahnungen bey ihm aufzuhelfen, beförderte er vielmehr den Ausbruch seiner Laster durch Schmeicheleyen und verkehrte Lehren. Statt ihn zu erinnern, statt sein Gewissen, wenn er Ausschweifungen begangen, zu rühren, verleitete er ihn dazu durch den Spruch, den er ihm als eine apostolische Regel vorsagte: „Thue alles was „deinem Herzen gelüstet; nur sorge dafür, „daß du am Tage des Todes in rechtem „Glauben gefunden werdest.“ Der Mann schien anzunehmen, daß ein Mensch es in seiner Gewalt habe, sein Leben in einer einzigen Stunde völlig zu ändern, und bedachte nicht, daß ein Jüngling den einmal eingeschlagenen Weg im Alter nicht leicht verläßt, und daß ein Gefäß den einmal eingesognen Geruch lange zu behalten pflegt. Durch solche unbischöfliche Lehren wurde der König in seinem Hange zur Lüderlich-

keit bestärkt, und er wurde ein niedriger Sclave der Wollust, der Königin aller Laster.

Er hatte gewöhnlich zwey oder drey Maitressen zugleich. Und damit noch nicht zufrieden, wenn er von einem jungen und schönen Mädchen oder Weibe hörte, suchte er sie entweder zu verführen, oder wenn ihm das nicht gelang, mit Gewalt in seine Hände zu bringen. Manchmal begab er sich auch des Nachts mit einem oder zwey Gefährten an solche Oerter, wo er schönes Frauenzimmer wußte; oft erlangte er seinen bösen Zweck; oft aber entkam er mit genauer Noth, daß er nicht von den Eltern oder dem Manne erschlagen wurde. Seine edle und schöne Gemahlin, die er auf Rath der Fürsten ungern geheirathet hatte, fing er gleich nach der Hochzeit an, so zu hassen, daß er sie gar nicht sehen wollte und mancherley Anschläge ersann, um eine Scheidung von ihr zuwege zu bringen.

Nachdem er diese Absicht lange nicht erreichen können, bewog er einen seiner Vertrauten durch große Versprechungen, daß der die Königin zu verführen suchte;

er zweifelte gar nicht, sie würde leicht zu verführen seyn, weil sie einmal den Umgang der Liebe gekostet und nun schon bey aller ihrer Jugend sich verlassen sah. Allein die Königin, die unter weiblicher Gestalt ein männliches Herz besaß, errieth die ganze Absicht, stellte sich anfangs zürnend gegen den vermeinten Verliebten, und als dieser zufolge der Abrede mit dem Könige dringender wurde, bestimmte sie ihm endlich eine Stunde. Das verkündigt er froh dem Könige. Beide begeben sich zur bestimmten Zeit nach dem Zimmer; der König in der Absicht, seine nun bald leicht zu überweisende Gemahlin von sich scheiden zu lassen, oder auf der Stelle zu tödten. Wie auf gegebenes Zeichen die Thür geöfnet wird, geht der zu hitzige König zuerst hinein. Die Königin erkennt ihn, ohne sichs merken zu lassen, verschließt die Thür gleich hinter ihm, so daß der Vertraute draussen bleibt. Nun ruft sie ihren Aufwärterinnen, die mit Stecken und Knütteln, womit sie sich schon vorher gerüstet hatten, über ihn herfallen, ihm seine Verwegenheit vorhalten und ihn so zurichten, daß sie ihn

endlich fast halb todt hinauswerfen. Vergebens hatte er geschrien, er wäre der Kaiser. Man antwortete ihm, das könne er nicht seyn, der Kaiser würde nicht so verstohlnerweise zu seiner Gemahlin kommen. Er mußte sich seit diesem Vorfall beynahe einen ganzen Monat im Zimmer halten; so wenig schonend hatte man auf ihn zugeschlagen.

* * *

Wenn er seine Lust mit einem Frauenzimmer gebüßt hatte, pflegte er sie einem seiner Bedienten zur Frau zu geben. So hat er manche edle Frau aus diesem Lande erst schändlich gemißbraucht, und dann noch ärger dadurch entehrt, daß er sie einen Knecht heirathen ließ.

Das alles sah der heilige sich selbst und andre täuschende Bischof, Adelbert, sahs und hinderte es nicht, sondern predigte, es sey thöricht, seine jugendlichen Begierden nicht zu befriedigen.

* * *

Bruno führt noch einige Abscheulichkeiten dieser Art an, die der König began-

gen haben soll, und nachdem er die Anmerkung gemacht, daß Unzucht zu Mordthaten verleite, kömmt er auf die kaltblütige Grausamkeit, womit Heinrich diejenige, die ihm entweder zur Befriedigung seiner Leidenschaft im Wege gewesen, oder deren Umgang ihm verhaßt geworden, oder die sonst etwa durch irgend eine Mine oder durch irgend ein Wort sich seinen Unwillen zugezogen, durch hinterlistige Nachstellungen habe ermorden lassen. Ich will daraus nur folgende Stelle mittheilen:

Von einem seiner vertrautesten Räthen, dessen Namen ich, so wie die Namen vieler andern mit Fleiß verschweige, habe ich folgenden Vorfall erfahren, den ich hier anführen will, weil er die beiden Laster des Königs, seine Wollust sowohl als seine Grausamkeit beweisen kann. Dieser, der nicht aus Sachsen gebürtig war, heirathete eine Sachsinn, ein durch ihre Schönheit eben so sehr als durch ihre edle Abkunft sich auszeichnendes Mädchen. Der König selbst hielt für ihn bey ihren Eltern um sie an, der König selbst wohnte der Hochzeit bey; aber ob dem Bräutigam zu Ehren oder

aus Liebe zur Braut? das war zweifelhaft. Noch war ihre jungfräuliche Schaamhaftigkeit unverletzt, als der schaamlose König vom Bräutigam verlangt, ihm seine Braut zu schicken. Dieser antwortet, nichts auf der Welt, selbst das Leben, wenn es der König verlange, wolle er ihm abschlagen; dieses einzige aber könne er unmöglich bewilligen, und der König müsse es nicht verlangen. Der König, ein Meister in der Verstellungskunst verräth seinen großen geheimen Verdruß mit keinem Worte, mit keiner Mine. Einige Tage nachher, da der Neuvermählte nichts mehr besorgt, bekömmt er um Mitternacht Befehl, zum König zu kommen. Und allein. Darüber entsteht bey ihm, weil er die Sitte des Königs kennt, der gewisse Gedanke, daß sein Tod in der Nacht beschlossen sey. Dennoch geht er, wohin er gefodert war, legt aber vorher einen dreyfachen Panzer unter seinen Rock an. Wie er in den Gang kommt, der zum Schlafzimmer des Königs führt, fahren von beiden Seiten zwey Degen auf ihn zu, die sich in seinen Eingeweiden würden begegnet haben, wenn der

Panzer sie nicht abgehalten hätte. Er langt bey dem Könige an und erzählt ihm was ihm vor dem Schlafzimmer begegnet sey. Der König befiehlt ihm, wenn er beym Leben bleiben wolle, dies keinem Menschen zu erzählen.

Zu diesen großen Lastern kam, daß durch seine Schuld alle alte Mißbräuche tiefer wurzelten und neue aufkeimten. Bischöfe ernannte er nicht nach Verdiensten, wie es die Canones befehlen, sondern entweder den, der ihm die größten Summen dafür zahlte, oder der seinen Lastern am besten zu schmeicheln wußte. Ja, wenn er manchmal einem ein Bisthum schon verkauft hatte, und ein andrer ihm mehr bot oder noch besser schmeichelte, so ließ er jenen ersten unter dem Vorwande der Simonie wieder absetzen, und den zweyten als einen Heiligen an dessen Stelle ordiniren; daher damals viele Städte zwey Bischöfe hatten, deren doch keiner dieses Titels würdig war. Das nicht weniger reiche, als wegen vieler weisen Männer ehrwürdige Bisthum Bamberg, gab oder vielmehr verkaufte er einem gewissen schlechten Men-

schen für ungeheures Geld, einem Menschen, der sich aufs Geld besser verstand, als auf den Text irgend eines Buches, den er nicht einmal recht lesen, geschweige denn zu erklären wußte; der einst am Osterabend in Gegenwart vieler gelehrten Geistlichen so aussprach: Terra autem erat innanis et vacca *) gewiß selbst ein rohes Vieh **) und leer †) von aller Rechtschaffenheit.

Doch auch dieser, unerachtet er weder seines eignen noch des der Kirche gehörigen Geldes schonte, um sich in der Gunst des Königs recht festzusetzen, wurde auf des Königs Vorschlag selbst, abgesetzt und die Stelle einem andern gegeben, der es durch Wandel und Wissenschaft eben so wenig verdiente, der aber dem Könige in allen seinen Schandthaten noch ärger geheuchelt hatte.

Als auf die Weise seine Jünglingsjahre meist zugebracht waren, fing er an, auf Angeben des Erzbischofs Adelbert, an

*) Die Erde aber war wüste und eine Kuh. Der Tropf sprach vacca (eine Kuh) für *vacua* (leer).

**) vacca bruta.

†) et omni probitate *vacua*.

verschiednen Orten auf hohen und von Natur festen Bergen Schlösser zu bauen, die, wenn sie an gehörigen Orten wären angelegt worden, dem Reiche beides ein großer Schutz und eine große Zierde hätten seyn können. Darunter war das erste und größte die Hartesburg, das er so stark mit Mauern und Thürmen versah, wo er ein Kloster anlegte und so ausschmückte, wo er eine solche Menge angesehner Geistlichen hinzog, daß mancher bischöflicher Sitz nichts vorausbehielt, ja wohl übertroffen wurde. Wo er irgend einen Bischof etwas Vorzügliches an Kirchenschmuck besitzen sah, da suchte er solches bitt= oder befehlsweise zu bekommen, und wandte es seinem Kloster zu. Die übrigen Schlösser suchte er mehr stark als schön zu machen. Und hochpreiswürdig müßte man ihn schätzen, wenn er diese Festungen gegen die Feinde errichtet hätte. Denn dadurch würden sie längst alle genöthiget seyn, entweder Christen zu werden, oder christlichen Fürsten ewigen Tribut zu bezahlen. Dieser Schlösserbau kam unsern Landesleuten anfänglich wie ein Kinderspiel vor, denn sie erriethen seinen

bösen Zweck dabey nicht. Da sie keine Gefahr davon befürchteten, so legten sie nicht allein kein Hinderniß in den Weg, wie sie leicht hätten thun können, sondern halfen auch dabey, gaben dazu her, und arbeiteten mit daran, denn sie wollten einander schon prophezeien, wie er von diesen Schlössern aus tapfre Thaten gegen die Heiden verrichten würde. Wie aber die Schlösser da standen und mit seinen Leuten besetzt waren, wie diese Leute anfingen im Umkreise jeden Schlosses Beute herbeyzutreiben, freie Menschen zu knechtischen Diensten zu zwingen, ihre Weiber und Töchter zu entehren, so merkten sie erst von was für einer Vorbedeutung diese Schlösser wären, und doch getrauten sie sich noch nicht, Widerstand zu thun, oder sich zu vertheidigen. Nur theilten sie heimlich ihre Klagen denen mit, die von den Schlössern weiter ablagen und noch nichts gelitten hatten. Aber die Saumseligkeit dieser letztern jenen Bedrängten zu helfen, gab dem Könige Zeit, mehr Kräfte zu gewinnen, die er zuletzt auch gegen jene Entfernten anwandte. Bey den Landleuten fing er an,

denen er erst bloß ihre Früchte nahm, nun ging er zu den Kriegsleuten fort, und suchte sie ihrer Freiheit zu berauben. An Friederich vom Berge, der unter den Freien, oder vielmehr unter den Edelen sehr angesehn war, machte er Anspruch, daß er sein Knecht sey. Den Wilhelm, der wegen seiner Neigung zu Putz und Pracht der König von Lodeslou pflegte genannt zu werden, der viele Güter, aber wenig Verstand besaß, verfolgte er mit großer Tyranney. Hauptsächlich dieser beiden Männer wegen erfolgte die Verbindung der Sachsen wider den König; wofür aber beide den Sachsen schlechten Dank erwiesen haben. Denn eh die Sachsen den Krieg öffentlich wider den König anfingen, vergaßen jene beide der Treue, die sie ihnen geschworen und waren die ersten, die das Vaterland verliessen und als schändliche Ueberläufer zum Feinde übergingen.

* * *

Der genommenen Abrede zufolge also kommen sie alle bey einem Dorfe, Nockmeslou genannt, zusammen. Hierauf stieg

der gewesene Herzog, Otto, der immer noch den Titel Herzog führte, auf eine Anhöhe, von der ihn alle hören konnten, und nachdem er um stilles Gehör gebeten, und sich alle um ihn her gestellt hatten, redete er folgendermaßen:

„Die Veranlassung, lieben Kriegsmän„ner, daß eure Fürsten euch gebeten ha„ben, so zahlreich hier zu erscheinen, ist „zwar fast allen bekannt; jedoch damit kei„ner Unwissenheit vorwenden könne, haben „wir für gut gehalten, euch allen die Sa„che anzuzeigen. Der Jammer und die „Schande, die fast jeder unter euch schon „so lange von unserm Könige ertragen „muß, sind groß und unerträglich; aber, „wofern Gott es zuläßt, hat der Tyrann „noch ganz andre Dinge vor, die noch ärger „und unerträglicher seyn werden. Er hat, „wie ihr wißt, eine Menge fester Schlösser „gebaut, an Gegenden, die von Natur schon „fest waren, und er hat eine nicht mäßige „Anzahl seiner Leute dahin eingelegt, die „mit allen möglichen Waffen reichlich ver„sehen sind. Nicht gegen die Heiden, un„sre Nachbarn, die unser ganzes Land oft

„verheert haben, sondern mitten unter uns, „da ihn doch niemand unter uns zu beleidigen jemals gedacht hat, sind diese großen Werke ausgeführt; was das bedeuten soll, hat ein großer Theil von euch „schon erfahren, und wenn Gottes Barmherzigkeit und eure eigne Tapferkeit es „nicht verhüten, werdet ihr es bald alle „erfahren. Euch, die ihr in der Nähe „wohnt, wird das Eurige mit Gewalt genommen und in die Schlösser gebracht; „eure Töchter und Frauen werden entehrt; „eure Knechte oder Vieh müssen ihnen, so „oft sies wollen, zu Diensten stehn; ja ihr „selbst; auf euren freien Schultern zwingt „man euch alle Arten von Lasten zu tragen, selbst solche, die man nur den niedrigsten Knechten auflegt. Doch, wenn „ich bedenke, was uns bevorsteht, so kömmt „mir alles dies noch erträglich vor. Wenn „er erst seine Schlösser im ganzen Lande, „so wie er es vorhat, erbaut haben wird; „wenn er sie mit seinen Kriegsleuten und „übrigen Bedürfnissen wird angefüllt haben, so wird er nicht mehr hie einem und „da einem das seinige nehmen, so wird er

„auch allen auf einmal alles nehmen, was „ihr jezt euer nennen könnt, wird es Aus„ländern geben, und wird euch freie Leute „und eure freigeborne Kinder solchen un„bekannten Menschen zu Knechten machen. „Alles dieses nun, wollt ihr es so gelassen „ertragen, brave Freunde? ist ein tapfrer „Tod nicht besser, als ein elendes, schänd„liches Leben, womit es doch unter dem „Druck, unter der Schande, die jene Stol„zen euch bereiten, nicht lange mehr wäh„ren würde? Knechte, die wir für unser „Geld kaufen, leiden keine ungerechte Be„fehle, und ihr, in Freiheit geboren; ihr „wolltet euch der Sclaverey geduldig un„terwerfen? Vielleicht, weil ihr Christen „seyd, tragt ihr Bedenken, gegen den Eid „zu handeln, den ihr dem Könige geschwo„ren. Recht gut, dem Könige haben wir „geschworen. So lange er mein König „war, und that, was ein König thun soll, „habe ich ihm meinen Eid, den ich ihm „geschworen, redlich und treulich gehalten. „Allein er hat nicht länger König seyn wol„len, hat sich nicht wie König betragen, und

„so

„so ist er also auch derjenige nicht, dem ich „geschworen. Ich ergreife also die Waf= „fen nicht gegen meinen König, sondern ge= „gen den ungerechten Räuber meiner Frei= „heit; nicht gegen das Vaterland, sondern „für das Vaterland und für meine Frei= „heit, die ein guter Mann nur mit dem „Leben zugleich verlieren soll. Und so er= „mahne ich euch nun, in dieser guten Ab= „sicht, die Waffen mit mir zu ergreifen. „Also frisch, entschließt euch, damit ihr das „Erbe, das eure Väter euch hinterließen, „wieder auf eure Kinder bringet; damit ihr „und eure Kinder nicht durch eure eigne „Schuld und Nachläßigkeit Sclaven frem= „der Menschen werdet. Doch, wenn viel= „leicht jemand unter euch denken möchte, „unsre Gründe wären noch nicht wichtig „genug, die Waffen gegen den König zu „ergreifen, zumal da wir ihn doch meistens „von seiner Kindheit an in unserm Lande „genährt haben, und vorzüglich vor andern „ihm unterworfnen Völkern treu gegen ihn „gewesen sind, so soll jeder von uns all das „Unrecht, das er vom Könige erlitten, uns

„allen hier erzählen, und dann soll einmü„thig beschlossen werden, ob hinlängliche „Noth, solch Unrecht abzuwenden, vorhan„den sey."

Darauf trat Erzbischof Wernher von Magdeburg hervor und führte an, daß seine Stadt zweymal vom Könige mit Mord und Raub überfallen sey und versicherte, daß ihm die allgemeinen Beschwerden nicht weniger schmerzten als seine eignen, und versprach dagegen zu kämpfen, als ob sie alle ihm allein beträfen. Bischof Bernhard von Halberstadt klagte, daß der König ihm gewisse Güter, die von Rechtswegen seiner Kirche gehörten, unrechtmäßig vorenthielte. Herzog Otto klagte, daß ihm der König die Herzogsstelle von Baiern, die er lange rechtmäßigerweise inne gehabt, wegen einer erdichteten Beschuldigung, die nie erwiesen sey, genommen habe. Marggraf Herrmann erzählte, daß der König ihm neulich seine Erbstadt Lüneburg listigerweise eingenommen u. s. w.

Endlich erzählten alle übrigen, was sie für Unrecht erlitten, welches alles hier anzuführen weder der Raum noch mein Ge-

dächtniß hinreicht. Darauf schwur die ganze Versammlung, die zahlreich war, wie das stärkste Kriegsheer seyn kann, Mann für Mann, und zwar die Bischöfe, daß sie, so viel sie ihrem Stande unbehindert vermöchten, mit allen Kräften nicht nur die Freiheit ihrer Kirchen, sondern auch die des ganzen Sachsenlandes gegen jedermann vertheidigen wollten; die Weltlichen aber, daß sie, so lange sie lebten, ihre Freiheit nicht aufgeben, und keine Gewaltthätigkeiten und Räubereyen ferner in ihren Landen gestatten wollten.

* * *

Eine der schwärzesten Beschuldigungen, die Heinrichs Feinde gegen ihn aussprengten, war, daß er darnach trachten sollte, alle Fürsten zu unterdrücken und allenfalls durch Meuchelmord auszurotten, um nur ohne Einschränkung regieren zu können. Bruno führt unter andern folgende Unternehmungen an, die Heinrich gegen das Leben selbst ihm ergebner Fürsten soll vorgehabt haben.

Nach dem ersten Siege über die Sachsen, da er alle Städte und Schlösser in Sachsen mit seinen Leuten besetzt hatte, und er nun glaubte, daß ihm nichts mehr hinderlich sey, seinen Willen in allen Dingen auszuführen, verließ er uns, sagt Bruno, um Mitfasten, und führte viele Geissel mit sich weg. Wie er in sein Franken zurückgekommen und die Fürsten und die übrigen, die in der Schlacht tapfer für ihn gestritten, Siegesgeschenke von ihm erwarteten, so dachte er ihnen für ihr Wohlverhalten den Lohn zu, den er fast allen seinen treuen Dienern zu erweisen pflegte. Es kümmerte ihn, daß ihrer nicht so viel in der Schlacht gefallen waren, als er wünschte, und nun sann er darauf ihnen das Leben, das sie, wie er glaubte, blos ihrer Feigheit zu danken hätten, durch Hinterlist zu rauben. Denn er wollte allein Herr im Reich seyn und keinen andern Herrn unter ihm leiden. Daher geht er einst des Nachts mit drey der stärksten bewaffneten Leute in ein unbewohntes Haus und läßt da heimlich einen von Herzog Rudolfs Kriegsleuten hinkommen, dem er nun theils durch Verheissungen, theils durch

Drohungen ein eidliches Versprechen abnöthiget, den Herzog zu ermorden. Des Morgens, wie der Herzog beym Könige gewesen, und nachdem er von diesem wegen seiner Tapferkeit und Treue sehr gelobt worden, sich wegbegiebt, kömmt jener Kriegsmann mit gerichteter Lanze schnell herangeritten, dringt mitten durch die um den Herzog befindliche Menge, und schreit selbst, daß er diesen ermorden wolle. Man bemächtigt sich seiner und fragt nach der Ursache seines Betragens. Darauf wirft er seine Waffen ab, fällt dem Herzoge zu Fuße, und eröfnet ihm den Vorgang der vorigen Nacht, und was für einen erzwungenen Eid er habe leisten müssen.

Ein andermal sollte der Herzog die Königin an der Hand aus einem Kloster führen. Der König hatte einen Bogenschützen bestellt, der ihn, wenn er so neben der Königin ging, erschießen sollte. Der Schütze aber warnet den Herzog, dieser giebt nun eine Entschuldigung vor, führt die Königin nicht, sondern begiebt sich früher weg.

Zum drittenmal, wie einst im Schlafzimmer des Königs eine Sache verhandelt

werden soll, wozu nur einige wenige, und unter ihnen der Herzog berufen ist, wird ihm gesteckt, daß zwey Aufwärter des Königs mit bloßem Degen die Thür besetzt halten, ihm den Leib zu durchboren. Er giebt daher heimlich Befehl, daß seine Leute mit Schwerdtern unter den Kleidern verborgen einige davon in das Schlafgemach hineingehn, andre aber draußen bleiben sollen. Darauf geht er mit den Seinigen zur Thür hin und sagt: „Herr König, solche Thür„wächter war ich mir in eurem Schlafzim„mer nicht vermuthen, und das soll das „letztemal seyn, daß ich sie sehe." Mit diesen Worten geht er im großen Unwillen weg, und ist auch von der Zeit nie wieder an des Königs Hof gekommen.

Auf ähnliche Weise trachtete er dem Herzoge Berchthold nach dem Leben; denn diese beiden schienen seinen boshaften Absichten am meisten hinderlich. Doch was erwehne ich bloß seines Blutdurstes gegen diese beiden, da ich behaupten kann, daß keiner der Fürsten seines Lebens vor ihm sicher war? Als er einst mit seinen Lustigmachern die Zeit in seinem Schlafzimmer

vertändelte, und alle die Bischöfe und Fürsten im Vorzimmer warteten, soll er zu seinen Genossen und Gehülfen seiner Bübereyen gesagt haben. „Seht, da sind sie, „die haben alles an sich geraft und haben „mir und den Meinigen nichts gelassen. „Wenn die nicht wären, so könnten wir „alle reich seyn, ich und meine Freunde. „Seyd ihr Männer, wollt ihr reich werden, seht da sind sie waffenlos; hier sind „Waffen, überfallt sie, und alles was sie „besitzen, soll euer seyn.“

Er hatte aber beständig eine Menge Streitäxte in seinem Zimmer, von so gutem Eisen und so scharf, daß weder Helm noch Schild etwas dagegen helfen konnte. Er würde auch an dem Tage seinen abscheulichen Vorsatz ausgeführt haben, wenn nicht einer von denen, die er dazu brauchen wollte, dem Erzbischof Anno von Köln kurz vorher einen Wink davon gegeben hätte.

* * *

Im Jahr 1077 kamen die Sachsen und Schwaben in Forchheim zusammen. Auch aus andern Ländern kamen Gesandten

hin mit der Erklärung, daß die Ihrigen mit allen würden zufrieden seyn, was jene beiden Völkerschaften in Ansehung des Staats beschlössen. Auch der Gesandte des Pabsts war zugegen, der alle Verabredungen der Unsrigen die Reichsverfassung betreffend, durch die Autorität des apostolischen Stuhls bekräftigen sollte. Verschiedne rechtschafne Fürsten wurden hier zur Wahl vorgeschlagen; aus denen wurde endlich Herzog Rudolf von Schwaben einmüthig von den Sachsen und Schwaben zum König ernannt. Wie aber die einzelnen Stimmen darüber gesammlet wurden, wollten einige erst besondre Bedingungen machen; sie wollten ihn nicht eher zum Könige annehmen, als bis er ihnen wegen ihrer Beschwerde specielle Versprechungen, solchen abzuhelfen, gethan hätte. So wollte Herzog Otto ihn nicht eher für König erkennen, wenn er ihm nicht verspräche, daß er die ihm ungerechterweise genommene Herzogsstelle wieder bekommen sollte. So hatten wieder andre jeder seine besondre Beschwerden und verlangten besondre Versicherungen, daß der neue König ihnen abhelfen wollte. Allein

der päbstliche Gesandte ließ das nicht zu und zeigte, er werde von allen und für alle, nicht von einigen bloß für einige erwählt; es sey genug, daß er verspreche gegen alle gerecht zu seyn. Er fügte hinzu, wenn man so, wie es sich anließe, fortfahren und jeder bey der Wahl für sich Vortheile ausbedingen wollte, so würde es keine redliche Wahl, sondern Simonie seyn. Doch wurden einige Ausnahmen in Ansehung der Bisthümer gemacht. Er mußte nemlich versprechen, keine Bisthümer für Geld oder aus persönlicher Gunst zu besetzen, sondern jeder Kirche, wie es die Canones vorschreiben, freie Wahl zu lassen. Auch wurde durch einmüthige Einwilligung festgesetzt und durch Autorität des römischen Pabstes bekräftiget, daß die Krone in Zukunft nicht mehr, wie bis dahin gewöhnlich gewesen, erblich seyn, sondern der Sohn eines Königs, so sehr er es auch würdig seyn möchte, nur durch freie Wahl König sollte werden können, und wenn er keine Eigenschaft dazu hätte, oder wenn das Volk ihn nicht zum Könige möchte, so sollte das Volk befugt seyn, zu wählen, welchen

es wollte. Nachdem alles dieses fest beschlossen war, führten sie den neugewählten König Rudolf nach Mainz, wo er von Siegfried, Erzbischof von Mainz, gekrönet wurde, im Jahr 1077 am 25ten Merz.

Am Krönungstage selbst trug sich ein unglücklicher Vorfall zu, der seiner Regierung beinahe schon an dem Tage ein Ende hätte machen können. Der Tag ist von alten Zeiten her ein Freudentag. *) Im Eingang der Messe selbst wird die ganze Kirche der Gläubigen unter dem Namen Jerusalem zur geistlichen Freude ermuntert; selbst religiösen Personen gestattet ein untadelhafter Gebrauch an dem Tage sich zu ergötzen. Nach dem Mittagsmahl des Königs also versammeln sich die jungen Leute aus seinem Gefolge zum Spiel theils ihm zu Ehren, theils aber und hauptsächlich, weil es an dem Tage von Alters her gebräuchlich ist.

Wie die Stadtleute sie mit diesem Spiel beschäftigt sehen, kommen sie auf einen grausamen Einfall. Weil sie dem abgesetzten Könige mehr ergeben sind, als dem neuen, be-

*) Es ist Mariä Verkündigung.

schließen sie das Spiel zu stören und Händel anzufangen, um dadurch zu veranlassen, daß der König in Person mit zutreten solle, da sie ihn denn auf eine oder andre Weise zu tödten denken. Einige also von ihren jungen Leuten mischen sich unter die vom Hofe, die im Spiel begriffen sind, um Gelegenheit zum Streit zu suchen. Einer von ihnen schneidet einem der Herren von Hofe seinen mit Pelzwerk gefütterten Mantel gleichsam verstohlnerweise ab, und stellt sich, als ob er sich mit dem Diebstal heimlich davon machen wolle, macht es aber mit Fleiß und absichtlich so, daß er bemerkt wird. Der Edelmann, dessen Kleid dadurch geschändet ist, läuft ihm nach, holt ihn ein, giebt ihm aber bloß eine Ohrfeige und nimmt ihm das Stück von seinem Kleide wieder ab. Nun aber fallen die Stadtleute, die auf diesem Fall in verschiednen Haufen schon postiret waren, über die Hofleute her. Jene sind bewafnet, diese nicht. Denn die Hofleute hatten ihre Waffen in ihrem Quartier gelassen, die Stadtleute hatten sie in der Zwischenzeit weggenommen und verborgen. Viele also von den Hofleuten werden gefähr-

lich verwundet, einige auch getödtet. Der König wollte den Seinigen zu Hülfe kommen, allein die um ihn waren, merkten, daß die Absicht des ganzen Tumults auf ihn gerichtet war, und ließen ihn also nicht aus dem Pallast. Die Hofleute also und alles Kriegsvolk zog sich in die heilige Martins-Kirche, wo sie, nachdem sie sich gehörig gewafnet und alles verabredet, einen ungestümen Ausfall thun, und die Stadtleute theils niederhauen, theils gefangen nehmen, außer denen, die die Furcht schnellfüßig genug machte, zu entkommen. Am folgenden Tage erschienen alle die Vornehmen aus der Stadt vor dem Könige, thaten demüthige Abbitte, ließen sich die Strafe, die der König ihnen auflegte, gefallen und schwuren ihm beständige Treue. Doch traute der König ihnen nicht und begab sich nach Franken.

Druckfehler.

S. 1. Z. 4. an statt: merkwürdigen, ist zu lesen: merkwürdiger S 4. Z. 1. (von unten) statt: Eigenhards, lies: Eginhards. S. 6 Z. 18 st. würklich, l. merklich. S. 7. Z. 8. st. das eine, l den einen. S 7. Z. 9 st. das andre, l. den andern. S. 8 Z 8. st rechnen; daß l. rechnen, daß S. 8. Z 15. st. Eginhard also der l. Eginhard also, der. S. 9. Z 20 st. bewegen l. bewogen. S. 11. Z 2. (von unten) st. waren l. warnen. S. 16. Z. 13. st Geschwistertriebe l Geschwisterliebe. S. 22 Z. 24 st. St. Eibne l. St. Eibar. S 22. Z. 27. st. Eyotismensis l. Egolismensis. S. 23. Z. 11. st. auf den Schuh l auf den Schutz. S. 24. Z. 20. st. Eine künftige l. Eine kräftige. S. 24. Z 21. st. unaufhörliche l. unmusicalische. S. 27. Z 16. st. unmündigen l. unwürdigen. S. 32. Z. 25. st keine Beleidigung l. von keiner Beleidigung. S. 55. Z 6. st Beklagte l. Beklagter. S 75. Z. 13. st. Gericht l. Gerücht. S. 80. Z. 2 (von unten) st. des verworrnen Dunkeln l. des verworrenen, dunkeln. S. 80. Z. 1. (von unten) st. Thränen l. Träumen. S. 82. Z. 8 st. des Vaters Conrads l. des Vaters, Conrads. S. 85. Z. 16 st. strebte jeder der l strebten die. S. 87 Z. 20. (und am Oberrhein) — das und muß ausgestrichen werden. S 93 Z. 3. st. Terreus l. Ferreus. Ebend. Z. 15 st. Megnihors l. Megnihers S. 94 Z. 5 st. und ausgesöhnt l. unausgesöhnt. S 95. Z. 21. u 27. st. Soicismus l. Stoicismus. S. 96. Z. 15. st. Chronik der Geschichte l. Chronik, oder Geschichte.

1000,-
5.1.84

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann, 1740-1812 [Mitwirkender]

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters
Mit Nachrichten die deren Aufzeichner betreffen

Bd.: 1. 1786

Leipzig 1786

Germ.g. 184 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016035-7
VD18 90364937